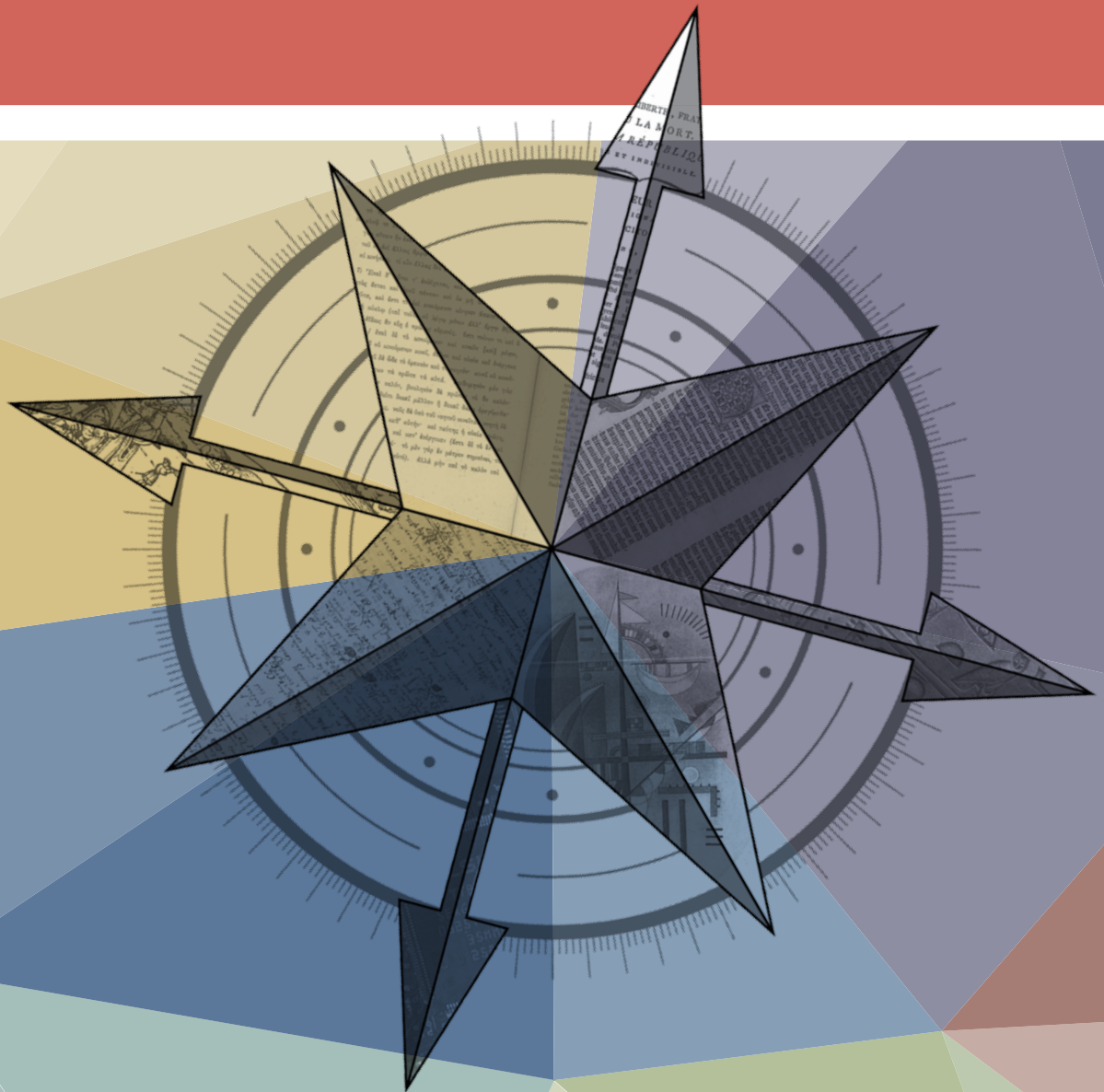


UNIPRISMA spezial

Das Wissenschaftsmagazin der Universität Koblenz-Landau



KulturNorm

Forschungsschwerpunkt
Kulturelle Orientierung und
normative Bindung

Inhalt

- 4 **Grußwort**
Prof. Dr. Konrad Wolf, Minister für Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur
- 6 **Editorial**
Prof. Dr. Roman Heiligenthal, Präsident der Universität Koblenz-Landau
- 8 **Interdisziplinäre Zusammenarbeit und campusübergreifende Synergien**
Prof. Dr. Ralf Schulz, Vizepräsident am Campus Landau
- 10 **Mediatisierung von Kultur – Ein Baustein zur Profilbildung der Universität**
Prof. Dr. Harald von Korflesch, Vizepräsident am Campus Koblenz

DER FORSCHUNGSSCHWERPUNKT „KULTURELLE ORIENTIERUNG UND NORMATIVE BINDUNG“

- 12 **Der Forschungsschwerpunkt – Ein Kurzportrait**
Michaela Bauks und Christian Bermes
- 16 **Koordinierte Forschung? Ein Blick hinter die praktischen Kulissen eines theoretischen Projekts**
Anna Magdalena Schaupp
- 18 **Wissenstransfer – Übergänge und Übersetzungen**
Marion Steinicke
- 20 **Architekturen zur Orientierung**
Henriette Kriese
- 22 **Zahlen und Fakten**

CLUSTER I: KULTUR UND LEBENSFORM

- 24 **Kultur, Praxis und Verbindlichkeit – Wie kann etwas leiten, von dem man nicht wissen kann?**
Christian Bermes
- 26 **Signaturen der Moderne: Vernünftiger Pluralismus**
Jürgen Goldstein
- 28 **Formen repräsentativer Kultur**
Clemens Albrecht
- 30 **Erzieherische Verbindlichkeit**
Alfred Langewand

CLUSTER II: VERKÖRPERUNG UND KULTUR

- 32 **Tattoos als soziale Haut**
Andreas Ackermann
- 34 **Rituale, Identitäten und der Raum der Gründe**
Matthias Jung im Gespräch mit dem Humboldt-Stipendiaten Roman Madzia
- 38 **Anthropologie und ihre Verkörperung in Texten**
Michaela Bauks und Judith Hartenstein

CLUSTER III: KULTURELLE ÖFFENTLICHKEIT UND DIE VERBINDLICHKEIT DER SPRACHE

- 42 **Sprachliche Normorientierung in Deutschland und Frankreich**
Sabine Diao-Klaeger und Jan Georg Schneider
- 46 **Kulturelle Orientierung durch literarische Kanonbildung – Der Wert der Literatur**
Stefan Neuhaus und Uta Schaffers

AKTIVITÄTEN DES FORSCHUNGSSCHWERPUNKTS

- 50 **Kooperationen**
- 52 **Internationale Tagungen**
- 56 **Wissenschaftlicher Nachwuchs**
- 58 **Publikationen (in Auswahl)**

ENTWICKLUNGEN UND PERSPEKTIVEN

- 62 **Die Verbindlichkeit des Rechts und ihre kulturellen Voraussetzungen**
Clemens Albrecht

AUTORINNEN UND AUTOREN

- 64 **Kurzprofile der Autorinnen und Autoren**
- 68 **Impressum**

Grußwort

Liebe Leserinnen und Leser,
die Zukunft eines Landes beginnt in den Köpfen seiner Bürgerinnen und Bürger. Ideen und Kreativität sind dabei die Wegbereiter wissenschaftlicher, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Veränderung. Heute kommt es mehr denn je darauf an, das Wissen und die Potentiale eines jeden Einzelnen zu wecken und zu unterstützen. Eine besondere Rolle spielen dabei die Universitäten unseres Landes. Dort werden Antworten auf grundlegende Fragen in allen Fachdisziplinen gesucht, neue Entdeckungen gemacht, angewandt geforscht und die für unseren Wohlstand und unser Land wichtigen Fachkräfte von morgen ausgebildet. Die Forschung unserer Hochschulen führt zu Innovation, hiervon profitieren Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft in gleichem Maße.

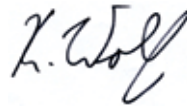
Um an unseren Hochschulen Wissen und Kreativität zusätzlich zu stimulieren, hat das Land den Hochschulen seit 2008 im Rahmen der rheinland-pfälzischen Forschungsinitiative rund 160 Millionen Euro an Forschungsmitteln zusätzlich zur Grundfinanzierung zur Verfügung gestellt. Dadurch haben unsere Hochschulen ihre Forschungsstärken weiterentwickeln und ihr spezifisches Forschungsprofil weiter ausbauen können. Sie sind so für den Wettbewerb um Studierende, Nachwuchs- und Spitzenwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler sowie Fördermittel gut aufgestellt.

Dass sich diese Investition in unsere Hochschulen und ihre Forschung „lohnt“, zeigt Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, diese Broschüre des erst seit dem Jahr 2014 durch die Forschungsinitiative geförderten Forschungsschwerpunkts „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ in eindrucksvoller Weise.

Was hält eine moderne Gesellschaft zusammen? An welchen Normen orientieren sich ihre Mitglieder, wenn Bindungskräfte wie Religion, Literatur und Sprache schwinden? Auf diese hoch aktuellen Fragen suchen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den Bereichen Pädagogik, Philosophie, Theologie, Kulturwissenschaft sowie Literatur- und Sprachwissenschaft gemeinsam in überzeugender Teamarbeit Antworten.

Bereits in der kurzen Zeit seines Bestehens sind hierzu interessante Ergebnisse erarbeitet worden, die Ihnen in dieser Broschüre vorgestellt werden. Das ist ein überzeugender Beleg für die Dynamik, die die Forschungsinitiative an den Hochschulen in Rheinland-Pfalz insgesamt und an der Universität Koblenz-Landau im Besonderen ausgelöst hat.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!



*Professor Dr. Konrad Wolf
Minister für Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur
des Landes Rheinland-Pfalz*



Foto: Doreen Tomkowitz

Liebe Leserin, lieber Leser,

Deutschland ist Einwanderungsland – zwar nicht erst seit 2015, aber die sogenannte Flüchtlingskrise hat diese Tatsache mit Wucht ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt. Durch das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Kulturen auch und gerade in unserer heutigen Gesellschaft haben Fragen nach „kultureller Orientierung“ und „normativer Verbindlichkeit“ besondere Aktualität gewonnen – sowohl für den politischen Diskurs als auch für das gesellschaftliche Zusammenleben. Ohne gleich die Polemik vom Kampf der Kulturen beschwören zu müssen, verschärft die interkulturelle Dimension doch unbestritten die ohnehin spannungsbefahenen Phänomene, denen sich der seit 2014 im Rahmen der Forschungsinitiative des Landes Rheinland-Pfalz geförderte Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ (KulturNorm) widmet: kulturelle Transformationsprozesse, die durch das Auseinandertreten oder auch Aufeinandertreffen von sozialen Gegebenheiten und Normativitätsansprüchen gekennzeichnet sind.

Selbstbestimmung und Toleranz sind Bestandteil jeder demokratischen Rechtsordnung. Aber schon innerhalb Europas differieren die konkreten politischen Praktiken. Inwieweit dürfen die Werte der europäischen Aufklärung globale Geltung beanspruchen? Wie können wir mit Kulturen und Traditionen umgehen, die von einem vollkommen anderen Rechtsbewusstsein getragen sind? Die Spanne (und Spannung) zwischen „kultureller Orientierung“ und „normativer Bindung“ ist groß.

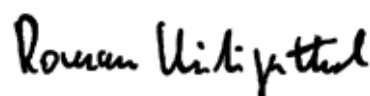
Um nur ein Beispiel zu nennen: Der gleichermaßen programmatische wie umstrittene Begriff der Leitkultur, in die politikwissenschaftliche und politische Debatte bereits Ende der neunziger Jahre eingeführt, gewinnt heute wieder an diskursiver Relevanz, auch an Brisanz. In positiv-aufklärerischer und dezidiert europäischer Perspektive ist der Begriff von Bassam Tibi geprägt worden – als Bezeichnung für einen gesellschaftlichen Wertekonsens, der einerseits verbindlich genug ist, um identitätsstiftend wirken, andererseits aber

auch offen genug ist, um integrative Kraft entfalten zu können. Doch bereits seine Umdeutung in verengt-nationalistischer Sicht zeigt, dass eine positive Verständigung auf einen derartigen Wertekanon innerhalb der europäischen Aufklärung schwierig ist – und gar seine Beanspruchung durch Pegida und ähnliche Gruppierungen, die dann nur noch als ab-, wenn nicht ausgrenzend zu verstehen ist, verdeutlicht nicht nur die Bandbreite der Diskussion, sondern vor allem auch die Notwendigkeit einer vertiefenden wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema.

Zu klären sind dabei grundsätzliche kulturwissenschaftliche und kulturgeschichtliche, philosophische, soziologische und pädagogische Fragen: Wie findet „Kultur“ Eingang in Köpfe und Körper? In welchen Formen setzt sie sich dort fest, in welchen manifestiert sie sich? Welche Rolle spielen Sprache und Literatur, welche Rolle spielt Bildung? Eine fundierte Auseinandersetzung mit diesen Themen ist nur möglich in der intensiven Zusammenarbeit unterschiedlicher Fächer. Dank der Forschungsinitiative des Landes Rheinland-Pfalz ist mit dem Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ ein Nukleus für eine solche interdisziplinäre Auseinandersetzung an der Universität Koblenz-Landau geschaffen worden. Die vorliegende Sonderausgabe von UNIPRISMA widmet sich ganz den innovativen Fragestellungen und Forschungsansätzen von KulturNorm und stellt die Impulse vor, die zukunftsweisend sicher nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die gesellschaftspolitische Diskussion sein werden.

Eine interessante und anregende Lektüre wünscht

Ihr



Professor Dr. Roman Heiligenthal

Präsident der Universität Koblenz-Landau





Foto: Universität Koblenz-Landau

Interdisziplinäre Zusammenarbeit und campusübergreifende Synergien

Die wissenschaftlichen Anliegen des 2014 eingerichteten Forschungsschwerpunkts „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ erscheinen heute fast noch dringlicher als vor zwei Jahren. In einer Situation, die viele als unübersichtlich empfinden und in der vermehrt Rufe nach Leitbildern und Vorgaben laut werden, stellen Wissenschaftler/innen aus Philosophie, Theologie, Pädagogik, Soziologie, Ethnologie, Sprach- und Literaturwissenschaft das Verhältnis von Kultur und Verbindlichkeit, von Pluralität und Norm grundlegend zur Diskussion.

„Die Geistes- und Sozialwissenschaften sind oftmals Seismographen gesellschaftspolitischer Entwicklungen“.

Um übergreifende gesellschaftliche Fragen zu bearbeiten, ist die interdisziplinäre Bündelung von Kompetenzen unverzichtbar. Im Hinblick auf unsere Hochschule und damit auf den am weitesten gestreckten Campus Deutschlands ist gerade die Zusammenführung jener fachlichen Expertisen relevant, die auf beiden Campi vertreten sind. Die in Koblenz wie in Landau bestehenden Vernetzungen zu anderen Universitäten und Wissenschaftsinstitutionen im In- und Ausland erweisen sich als Multiplikator für die gemeinsame interdisziplinäre Forschungsarbeit.

Der Forschungsschwerpunkt ist in das gesamtuniversitäre Projekt Profil³ eingebunden und trägt mit seinen Aktivitäten zur Sichtbarkeit der Universität bei. Die drei Profildomänen der Universität BILDUNG, MENSCH, UMWELT sind ihm genau eingeschrieben. Gerade die Arbeit der Kulturwissenschaften lässt erkennen, dass keiner dieser Kernbereiche isoliert erforscht werden kann.



Professor Dr. Ralf Schulz
Vizepräsident am Campus Landau



Mediatisierung von Kultur – Ein Baustein zur Profilbildung der Universität

„Neue Medien verändern Normen und Wertvorstellungen“.

Prozesse der Entstehung von kulturellen Werten, ihrer Anerkennungswürdigkeit und Überführung in festgesetzte Ordnungen können in einer Kultur der Gegenwart nicht losgelöst von der zunehmenden Mediatisierung von Kultur betrachtet werden. Neue Medien, allen voran das Internet, sind allgegenwärtig und durchdringen insofern kulturelle Werte in allen Lebensbereichen. Zudem sind sie ein eigener, digitaler „Lebensbereich“, der ggf. seine eigenen, „digitalkulturellen“ Werte hervorbringt.

Mediatisierte kulturelle Überschneidungssituationen eröffnen die Möglichkeit für einen neuen Diskurs über Identität und Ausgrenzung, kulturelle Orientierung und normative Bindung.

Ein Beispiel ist die zunehmende Verschmelzung von beruflicher und privater Sphäre, die wesentlich durch die Nutzung des Mediums Internet geprägt ist. So kann die Beteiligung in sozialen Netzwerken zu Spannungen zwischen beruflichen und sozialen Normen führen, wenn beispielsweise Mitarbeitende von Unternehmen sich reputationsschädigend über ihren Arbeitgeber in der privaten Öffentlichkeit des „social web“ äußern. Ebenso spannungsgeladen ist die Frage, ob ein Arbeitgeber private Informationen aus sozialen Medien wie Facebook oder Instagram zur Einschätzung des beruflichen Alltags seiner Mitarbeitenden verwenden darf.

Für die Profilbildung der Universität ist der Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ von hoher Relevanz. Er verfügt über eine hohe gesellschaftspolitische Anschlussfähigkeit, sowohl auf nationaler wie auch auf internationaler Ebene. Damit unterstützt er neben seiner Forschungsexzellenz auch die so genannte „third mission“ der Universität, den Wissens- und Technologietransfer: Heuristisch relevante Fragen generieren weitergehende Forschungsinteressen, diese stimulieren Zusammenarbeit über die Grenzen der Disziplinen und Universitätsstandorte hinaus und wirken auf andere Bereiche zurück.



Professor Dr. Harald von Korflesch
Vizepräsident am Campus Koblenz



Der Forschungsschwerpunkt – Ein Kurzportrait

Zu keiner Zeit der Geschichte ist (sich) die Kultur so problematisch geworden wie in der Gegenwart: Auf der einen Seite tiefes Wissen um die Kultur(en) und die Bemühung um eine reflexive Durchdringung, auf der anderen Seite kulturelle Praktiken und Normativitätsansprüche, die diesen Wissensanspruch immer wieder neu erproben, in Frage stellen und vielleicht sogar unterwandern. Der Sprecher *Christian Bermes* und die stellvertretende Sprecherin *Michaela Bauks* skizzieren den Forschungsschwerpunkt.

Die Mitglieder des Forschungsschwerpunktes „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ untersuchen in verschiedenen Projekten die Probleme, die sich in diesem Spannungsfeld ergeben, indem sie die normative Seite der kulturellen Selbstverständigung in das Zentrum der Untersuchungen und der Theoriebildung rücken.

Eine so gestellte Problemlage erfordert neue Herangehensweisen. Die komplexen Fragestellungen werden durch das Zusammenwirken unterschiedlicher geisteswissenschaftlicher Disziplinen bearbeitet, um die Prozesse des Aushandelns kultureller Werte und ihrer gesellschaftlichen Verwirklichung oder Veränderung besser zu verstehen. An der Universität Koblenz-Landau kooperieren seit dem Jahr 2013 Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftler der Pädagogik, Philosophie, Theologie, Ethnologie sowie der Literatur- und Sprachwissenschaften intensiv zu diesem Thema.

Landesforschungsinitiative Rheinland-Pfalz

Die Forschungsinitiative wird durch das Land Rheinland-Pfalz gefördert und dient der Profilbildung der Landesuni-

versitäten. Mit Hilfe der Forschungsinitiative konnte die Universität Koblenz-Landau einen Forschungsschwerpunkt zu dem Thema „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ etablieren, der dazu beiträgt, die interdisziplinäre Zusammenarbeit in den Profildomänen Bildung-Mensch-Umwelt weiter zu entwickeln und zu stärken.

Neun Forschungsprojekte in drei Clustern

In drei Themengruppen, so genannten „Clustern“, mit insgesamt neun Forschungsprojekten untersuchen die beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gemeinsam Fragen der kulturellen Identitätsbildung, der Typik kultureller Praktiken sowie ihrer normativen Ansprüche: „Kultur und Lebensform“, „Verkörperung und Kultur“ und „Kulturelle Öffentlichkeit und Verbindlichkeit der Sprache“. Die jeweiligen Forschungsprojekte beziehen sich sowohl auf historische Prozesse als auch auf Befunde der Gegenwart. Methodisch ergänzen sich quantitative, qualitative, historische und begriffliche Ansätze.





„Im Ganzen genommen könnte man die Kultur als den Prozeß der fortschreitenden Selbstbefreiung des Menschen beschreiben. Sprache, Kunst, Religion und Wissenschaft bilden unterschiedliche Phasen in diesem Prozeß. In ihnen allen entdeckt und erweist der Mensch eine neue Kraft, die Kraft, sich eine eigene ‚ideale‘ Welt zu errichten.“ Ernst Cassirer

Was sind und wie entstehen verbindliche kulturelle Praktiken?

Ziel des Clusters „Kultur und Lebensform“ ist es, Bausteine für eine Theorie der Kultur zu entwickeln. Die Normativität kultureller Praktiken wird dabei als eine Tatsache der Kultur begriffen, die in einer Kulturtheorie adäquat abgebildet werden muss; zugleich wird das Konzept der „kulturellen Praxis“ im Kontext kulturwissenschaftlicher und philosophischer Theorien analysiert. Im Mittelpunkt steht die grundsätzliche Frage nach der Verbindlichkeit als einem ausgezeichneten Merkmal kultureller Orientierung, wie sie sich im Umgang einer Gesellschaft mit Sprache, Literatur, Ritualen, Verhaltensnormen und anderen Standards ablesen lässt. Das Forschungsinteresse konzentriert sich auf den Pluralismus in modernen Gesellschaften und auf die Ordnung sozialer Verbindlichkeit(en), die über historische Brüche und soziale Differenzen hinweg fort dauern.

Das Cluster umfasst die Forschungsprojekte *Lebensform und Handeln. Normative Dimensionen der Kulturphilosophie* (Christian Bermes, Philosophie), *Signatures der Moderne: Vernünftiger Pluralismus* (Jürgen Goldstein, Philosophie), *Formen repräsentativer Kultur* (Clemens Albrecht, Soziologie) sowie *Methodisierung und Normativität* (Alfred Langewand, Pädagogik).

Wie kann sich Normativität verkörpern?

Das Cluster „Verkörperung und Kultur“ wendet sich der Sichtbarkeit kultureller Normen durch Verkörperung zu. Als ein mögliches Beispiel der Illustration dient die männliche Beschneidung. An ihm lässt sich die religionshistorische Genese und Wandlung und die normative Bedeutung eines Körperritus als religiöser oder kultureller Identitätsmarker aufzeigen. Enge Verknüpfungen ergeben sich zu den ethnologischen Fragestellungen, die sich mit unterschiedlichen visuellen Formen der Verkörperung von Kultur befassen. Eng damit verbunden ist die Frage nach dem normativen Status kultureller Verkörperungen im Spannungsfeld zwischen Körperpraktiken, Narrationen und Argumenten, die vor dem Hintergrund einer universalistischen Konzeption von Menschenwürde und Menschenrechten innergesellschaftlich neu zu formulieren ist.

Vertreten sind in dem Cluster die Forschungsprojekte *Soziale Ästhetik als neue Perspektive auf Verkörperung von Kultur* (Andreas Ackermann, Ethnologie), *Rituale, Identitäten und die Bedeutung historischer Prozesse* (Michaela Bauks, Judith Hartenstein, beide Evangelische Theologie) sowie *Rituale, Identitäten und der Raum der Gründe* (Matthias Jung, Philosophie).

Welche Normativität fordert Sprache und Literatur?

Das Cluster „Kulturelle Öffentlichkeit und die Verbindlichkeit der Sprache“ diskutiert kritisch allzu einseitige Orientierungen von Sprach- und Literaturkritik sowie Sprach- und Literaturnormierung an den Beispielen der Schriftsprache und der literarischen Kanonbildung. Zwar wäre es verfehlt, auf Regelung und Normierung zu verzichten, doch sind diese neu zu justieren, etwa mit Bezug auf die jeweilige Sprechsituation und deren (Sprach-)Spielräume. Auch in der Literaturwissenschaft ist die Normfrage virulent. Insbesondere mit Blick auf Institutionen wie Literaturkritik, Schule, Universität oder Bibliothek wird gefragt, welche Kriterien im Einzelnen ausschlaggebend sind und in welchem Verhältnis sie zu ritualisierten Praktiken der Lektüre und ihrer Auswahl stehen. Was ist der Wert der Literatur im Feld der Bildung und was leistet Literatur für die Ausbildung einer kulturell situierten Identität?

Als Forschungsprojekte sind in diesem Cluster vertreten: *Sprachnormen in Fachwissenschaft und Öffentlichkeit* (Sabine Diao-Klaeger, Romanistik, Jan Georg Schneider, Germanistik), *Kulturelle Orientierung durch literarische Kanonbildung* (Stefan Neuhaus, Uta Schaffers, beide Germanistik).

Aktivitäten des Forschungsschwerpunkts

Der Forschungsschwerpunkt hat Kooperationen zu anderen wissenschaftlichen Einrichtungen aufgebaut, er veranstaltet nationale und internationale Tagungen, organisiert Workshops und Veranstaltungen für den wissenschaftlichen Nachwuchs und ist im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit aktiv. Auch sind neue Formate entwickelt und bereits vorhandene Initiativen ausgebaut worden, die den informellen Austausch zwischen den beteiligten Projekten fördern oder gezielt den Dialog mit einem größeren Publikum suchen: Der Bogen reicht dabei vom internen monatlichen „think & snack“ auf dem Campus Koblenz zur beliebten öffentlichen Vortragsreihe „ask“ in Landau oder der gut besuchten Koblenzer „Rechtsphilosophischen Ringvorlesung“ sowie Veranstaltungsreihen im „Kulturwissenschaftlichen Kolloquium“. Indem der Forschungsschwerpunkt sich offensiv in bereits bestehende kulturwissenschaftliche Aktivitäten einbringt, gelingt es ihm, über den Kreis der unmittelbar beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hinaus Wirkung zu entfalten, Zusammenarbeit zu pflegen und Denkanstöße zu vermitteln – mithin zu einer lebendigen Wissenschaftskultur der Universitäten und des Landes beizutragen.



Koordinierte Forschung?

In ihrer Zusammenarbeit schlagen die Wissenschaftler_innen des Forschungsschwerpunktes „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ an der Universität Koblenz-Landau ungewohnte Wege ein. Sie bauen mit ihrer koordinierten Forschung praktische Brücken, die ihnen unentdeckte theoretische Räume erschließen. Die praktischen Brücken sind kaum zu sehen, im besten Falle unsichtbar, aber sie tragen theoretisch weit und federn so manches Wagnis ab. **Anna Magdalena Schaupp**, wissenschaftliche Koordinatorin des Schwerpunkts am Campus Landau, wirft einen Blick hinter die praktischen Kulissen eines theoretischen Projekts.

Um diesen unsichtbaren praktischen Brücken auf die Spur zu kommen, werde ich über das komplexe theoretische Geschäft des Was-Ist-Fragens, etwa „Was ist kooperative Forschung“, hinweggehen. Ich möchte mich stattdessen schlicht danach erkundigen, wodurch sich theoretische Forschung praktisch auszeichnet, wenn so unterschiedliche Disziplinen wie Pädagogik, Philosophie, Soziologie, Ethnologie, Theologie, Literatur- und Sprachwissenschaft in einem Boot sitzen.

Im Zentrum einer Forschungszusammenarbeit, die sich vermittelt über Mainz, von Koblenz nach Landau und von Landau nach Koblenz erstreckt, steht die Brücke zwischen den beiden Campi. Alltäglich betrachtet, scheint es keinen Unterschied zu machen, ob ich meinen Freund in der Nachbarwohnung oder meine Freundin am Nordpol anrufe. Doch komplexe Projekte lassen sich bekanntlich kaum in Telefonaten erledigen. Es gehört zu ihren wesentlichen Gelingensbedingungen, dass Abstimmungsprozesse zur Selbstverständlichkeit werden. Jeder muss wissen, was die anderen Relevantes vorhaben, ohne die notwendigen Einzelheiten mühsam zusammenzusuchen. Wie von selbst entstehen dann Ideen für Werkstatttage zwischen der Ethnologie in Koblenz und der Philosophie in Landau. Konzepte

für Workshops, die wechselweise in Koblenz und in Landau stattfinden, um gemeinsam die literatur- und sprachwissenschaftliche Expertise auszdifferenzieren, liegen dann beinahe schon in der Luft.

Das „Wie“ in der Wendung „Wie von selbst“ verweist auf die versteckte Brücke, durch die praktische Voraussetzungen für theoretische Entdeckungen an den Schnittstellen verschiedener Disziplinen geschaffen werden. Denn koordinativ werden Kommunikationsprozesse gestaltet, Gelder verwaltet, Räume gebucht, die Verpflegung sichergestellt, Redner_innen eingeladen und Programme festgeklopft. Und plötzlich steht eine Brücke, die, um eine weitere Variante der Kooperation ins Spiel zu bringen, Forscher aus Koblenz, aus Landau und aus anderen Städten zum Beispiel nach Frankfurt ins Haus am Dom bringt. Dort finden sie einen Raum vor, der Gelegenheit bietet, konzentriert zu tagen, zu forschen und bisher unbekannte Verbindungen etwa zwischen Literaturwissenschaft, Theologie und Soziologie freizulegen. Wissenschaftskoordination ist, so gesehen, eine Brücke, die organisatorisch konkrete Kontexte, Orte und Plätze gestaltet und damit den Wissenschaftler_innen ermöglicht, inhaltlich neue Räume zu erschließen.



Anna Magdalena Schaupp, wissenschaftliche Koordinatorin des Forschungsschwerpunkts am Campus Landau

Die praktische Verbindlichkeit der Brücken sichert die theoretische Innovationskraft.

Diese Brücken können allerdings nicht im luftleeren Raum errichtet werden. Sie überbrücken die räumliche Distanz zwischen Koblenz und Landau und sind so im institutionellen Kontext der Universität Koblenz-Landau verankert. Entsprechend ruhen sie auf zwei Stützpfeilern. Den ersten Pfeiler bildet die Förderung der Forschungsarbeit durch das Ministerium für Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur im Rahmen der Forschungsinitiative. Der zweite Pfeiler besteht in der kon-

tinuierlichen, produktiven Unterstützung des Forschungsschwerpunktes durch die Hochschulleitung. Umgekehrt werden diese Pfeiler durch regelmäßige Kooperation zwischen Forschung und Verwaltung gefestigt, so dass die koordinative Herausforderung, drei Standorte Koblenz, Landau und Mainz zu überbrücken, zum Innovationsmotor wird: Die Verbindlichkeit der praktischen Brücken sichert theoretische Abenteuer in bisher unentdeckten interdisziplinären Räumen ab.



Wissenstransfer – Übergänge und Übersetzungen

Wissenstransfer ist laut Duden die „Weitergabe von erworbenem Wissen“. So einfach diese Definition auch klingen mag, wirft sie doch eine ganze Reihe grundsätzlicher Fragen auf: Was ist Wissen überhaupt? Wie wird es „erworben“, wo wird es aufbewahrt, wie kann es „weitergegeben“ werden? Und welche Rolle spielen dabei die Universitäten, die Wissenschaftspolitik, die öffentliche Meinung? **Marion Steinicke**, wissenschaftliche Koordinatorin des Schwerpunkts am Campus Koblenz, sieht die Herausgabe des Themenheftes *Uniprisma spezial* als Übersetzungsprozess.

Fragen des Wissenstransfers sind in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Diskussion geraten. In systematischer Hinsicht werden drei Bereiche unterschieden. So bezeichnet der Begriff zunächst die Übertragung von Wissen in einen anderen Kulturraum, weshalb in diesem Kontext auch von „Kulturtransfer“ gesprochen wird. Im bildungs- und hochschulpolitischen Zusammenhang ist vor allem die enge Kooperation zwischen Hochschulen und Wirtschaftsunternehmen gemeint. Darüber hinaus meint „Wissenstransfer“ alle Kommunikationsformen, die einer breiten Öffentlichkeit Inhalt und Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit nahebringen.

Das Themenheft *Uniprisma spezial* will Einblicke in die Arbeit des Forschungsschwerpunkts „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ geben. Die Geistes- und Kulturwissenschaften können in der Regel nicht mit unmittelbar anwendungsorientierten Forschungsprojekten oder praktisch verwertbaren Ergebnissen aufwarten, weshalb sie in der Konkurrenz um Drittmittel häufig einen schweren Stand

haben. In Fächern wie Philosophie, Theologie, Ethnologie oder Pädagogik wie auch in den Sprach- und Literaturwissenschaften geht es heute nicht nur um eine kritische Revision der historischen Wissensbestände, sondern vermehrt auch um die Erarbeitung von Begriffen, Konzepten und Methoden, die unsere kulturell bedingten Sichtweisen hinterfragen und damit politischen Entscheidungsträgern neue Orientierungsmöglichkeiten bieten. Dieses Wissen ist keine materielle Ressource, die von einem Punkt A nach B transportiert werden könnte. Übermittelt werden vielmehr Denkimpulse, die das Problembewusstsein gegenüber aktuellen Herausforderungen schärfen und gesellschaftliche Konfliktlösungen vorbereiten können.

Der französische Philosoph und Wissenschaftssoziologe Bruno Latour hat im Kontext der Wissensvermittlung von der „*médiation*“ oder „*traduction*“ gesprochen. Der Vorgang wird als Form der Übersetzung verstanden, die eine innere Dynamik aufweist: Wie bei der Übersetzung von einer Sprache in eine andere kann es dabei zu Bedeutungsverlusten kom-



*Marion Steinicke, wissenschaftliche Koordinatorin des
Forschungsschwerpunkts am Campus Koblenz*

men, zu Vereinfachungen und Entstellungen. Doch auch das Gegenteil ist möglich, indem die Übersetzung Bedeutungsebenen erschließt, die in der Ausgangssprache nur latent angelegt waren. Wissenstransfer bedeutet also nicht nur, dass der interessierten Öffentlichkeit ein verständliches und dabei möglichst adäquates Bild gegenwärtiger Forschung vermittelt wird, sondern beinhaltet auch eine weiterführende Reflexion der beteiligten Wissenschaftler/innen über den eigenen Standort innerhalb der Wissensgesellschaft.

Dies gilt auch für die Visualisierung wissenschaftlicher Inhalte, die heute einen besonders wichtigen Aspekt des

Wissenstransfers darstellt. In dem intermediären Übersetzungsprozess werden keine einfachen Abbilder produziert; Bilder interpretieren ihre Themen und Gegenstände auf eigene Art und profilieren damit jeweils eigene Aspekte und Zusammenhänge. Die Fotografien von Henriette Kriese, die dieses Heft künstlerisch gestaltet hat, sind daher eine weitere Übersetzungsarbeit im Rahmen des „Wissenstransfers“. Wie die Texte, in denen die einzelnen Forschungsprojekte präsentiert werden, sollen auch sie zu einem Gespräch einladen, das die Grenzen zwischen Expert/innen und Nicht-Expert/innen durchlässiger macht.



Architekturen zur Orientierung

Was können uns alltägliche Bilder von Häuserfassaden oder Reihen parkender Wohnmobile über kulturelle Praktiken und soziale Verbindlichkeiten erzählen? Wie nehmen wir die gewohnten Strukturen, die vorgegebenen Modalitäten und festgelegten Positionen unserer unmittelbaren Umgebung wahr? Und welche eigenen Standards, Wertvorstellungen oder Denkgewohnheiten spielen dabei eine Rolle? Die Fotoserie von *Henriette Kriese* unternimmt den Versuch, innere und äußere Normierungen bei der Betrachtung unserer alltäglichen Lebenswelt künstlerisch zu erforschen.

Als Fotografin bin ich immer wieder mit der Aufgabe konfrontiert, unterschiedliche Menschen und verschiedene Aspekte ihrer Lebenspraxis zu visualisieren. Die Herausforderung besteht darin, ein bestimmtes Themengebiet mithilfe von Bildern sichtbar zu machen. Um mich der Fragestellung des Forschungsschwerpunkts „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ anzunähern, habe ich zunächst damit begonnen, meine Umwelt genauer auf diese Begriffe hin zu studieren und zu hinterfragen: Wo finden sich bindende Normen? Worin zeigt sich unsere kulturelle Orientierung? Wie verhalten wir uns in verschiedenen Kontexten? Dabei fiel mir auf, dass das Thema allgegenwärtig ist. Überall findet man Ordnungssysteme und Verhaltensregeln, die unseren Alltag strukturieren: Ampeln und Straßenschilder steuern unser Verkehrsverhalten, Geldbeträge bilden unseren Orientierungsrahmen für Waren und Dienstleistungen, und durch Kleidung offenbaren wir unsere Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe.

Die Omnipräsenz des Themas veranlasste mich dazu, die Aufmerksamkeit auf ein ebenfalls allgegenwärtiges Sujet zu lenken: nämlich die Häuser, in denen wir leben und arbeiten – und durch die unser Leben und unsere Arbeit maßgeblich strukturiert werden.

So begann ich, in verschiedenen Städten Wohnhäuser zu fotografieren, die mir konventionell erschienen. Der Fokus lag dabei auf Nachkriegsarchitektur, Bautypen von Ein- und Mehrfamilienhäusern, die man in deutschen Städten überall sieht. Dabei ging es nicht darum, einen architekturgeschichtlichen Querschnitt abzubilden oder einen Überblick verschiedener Bautypen zu geben; auch wollte ich nicht den Wohnungsbau als Spiegel sozialer Unterschiede thematisieren. Vielmehr sollten anhand der Architektur, die ja eine beispielhafte Aus-

drucksform von Kultur ist, einige Aspekte von „kultureller Orientierung“ und „normativer Bindung“ verdeutlicht werden.

Während meiner Arbeit konnte ich feststellen, wie viele Gebäude sich städteübergreifend ähneln und einer übergeordneten Norm zu entsprechen scheinen, andererseits fand ich überall Zeichen individueller Gestaltung. Die Bewohner strukturieren innerhalb des bereits bestehenden Systems ihren Raum im Kleinen – wir sehen zum Beispiel ein Mehrfamilienhaus mit vielen gleichen Balkons, doch jeder Bewohner verfügt entsprechend seines Geschmacks und seiner Prägnanz anders über seinen Balkon.

Die Betrachtung von Wohnhäusern spiegelt auch die eigene Denkweise. Wir sehen zum Beispiel ein ordentliches Mehrfamilienhaus, das von einer penibel geschnittenen Hecke und einem Lattenzaun eingegrenzt ist – allein eine Gießkanne wurde nicht weggeräumt – und sofort verbinden wir damit bestimmte Vorstellungen von den Bewohnern des Hauses. Die Kategorien, in denen wir denken, legen unsere eigene Normorientierung offen. Dabei werden die Häuserfassaden zu Metaphern, die die kulturelle Prägung unserer Gesellschaft versinnbildlichen – sie erscheinen wie eine „Haut“ der Gesellschaft. Allerdings sollten wir uns bewusst sein, dass die normierte Außenhaut der Häuser immer Fassade bleibt und wir nur vermuten können, wer dahinter wirklich lebt. Unscheinbare Zeichen wie ein kleines Strohhäutchen an der Tür eines festungsartig anmutenden Einfamilienhauses aus Beton und Glas deuten darauf hin, dass dahinter alle Facetten des menschlichen Lebens möglich sind.

Ich würde mich freuen, wenn die Betrachtung meiner Fotoserie dazu anregen könnte, den wissenschaftlichen Blick auch auf vermeintlich unspektakuläre Aspekte des Zusammenlebens zu lenken.

Zahlen und Fakten

Laufzeit der ersten Förderphase:

3 Jahre (2014-2016)

Fördersumme:

540.000 EUR (2014-2016)

Tragende Mitglieder:

12

Teilprojekte:

9

Vertretene Disziplinen:

Deutsche Sprachwissenschaft, Ethnologie, Evangelische Theologie, Germanistische Literaturwissenschaft, Pädagogik, Philosophie, Soziologie, Romanische Linguistik

Internationale Vernetzung:

Zusammenarbeit mit der Universität Salerno, der Brown University (USA) sowie mit den Universitäten Freiburg, Straßburg und Basel im Rahmen von SERIOR

Internationale Nachwuchsförderung:

Beteiligung an den internationalen Doktorandenprogrammen AKRAT (Wien, Linz) und SANDWICH (Ouagadougou), Vergabe von Forschungsstipendien, Kooperation mit Humboldt-Stipendiat

Qualifizierungsarbeiten:

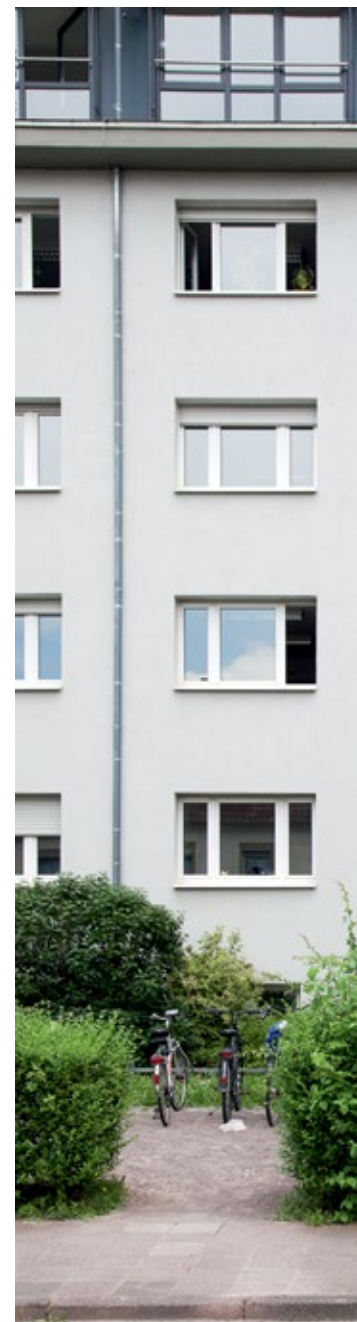
7 Promotionen, 1 Habilitation

Monographien und Herausgaben:

9

Ziele:

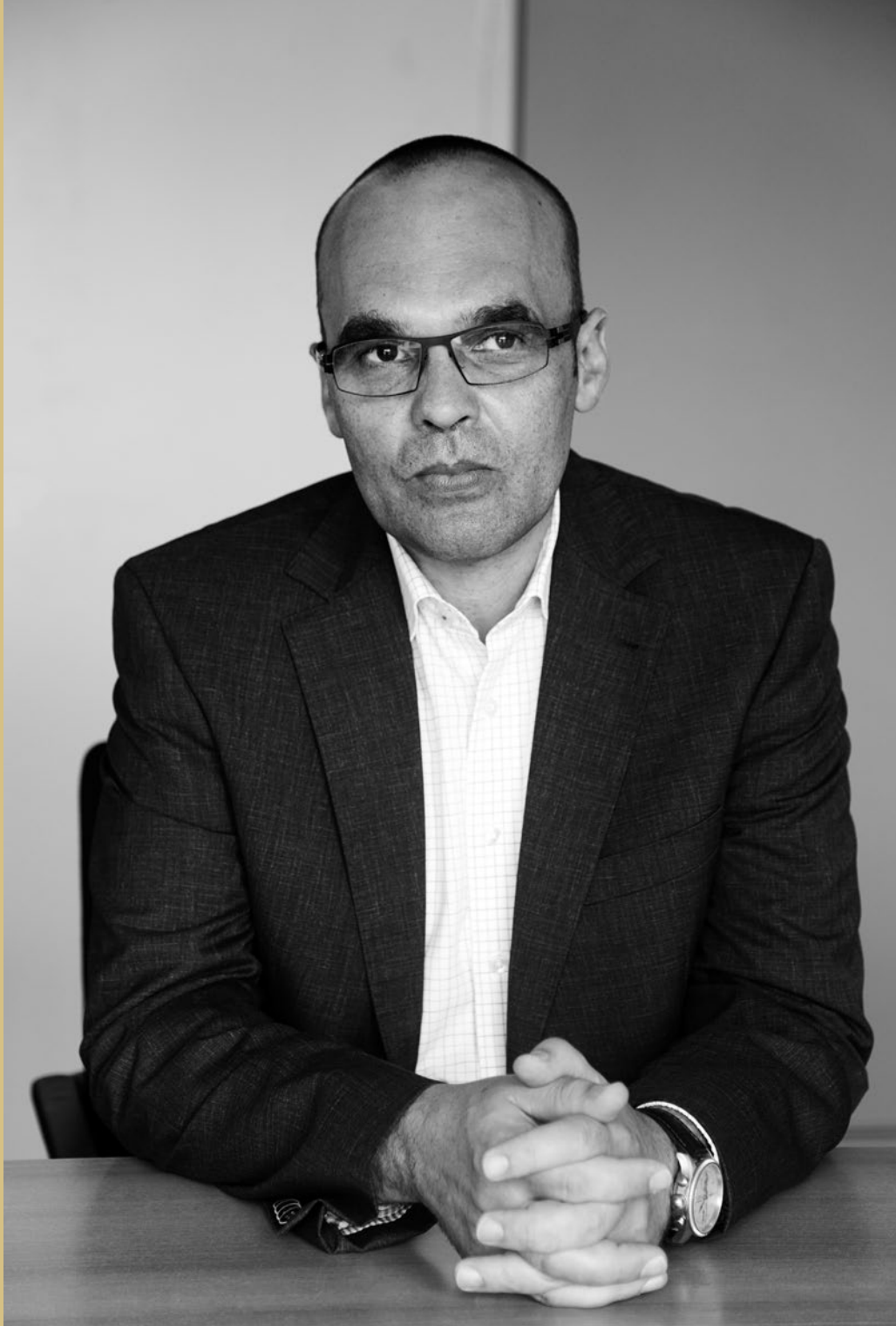
Interdisziplinäre Verbundforschung in den Geistes- und Kulturwissenschaften, Stärkung des Forschungsstandorts Koblenz-Landau, Vermittlung gesellschaftsrelevanter Forschungsthemen an die Öffentlichkeit



Universitätsgebäude Landau



Campus Koblenz



Christian Bermes, Professor für Philosophie, Sprecher des Forschungsschwerpunkts und Leiter des Projekts „Lebensform und Handeln. Normative Dimensionen der Kulturphilosophie“

Kultur, Praxis und Verbindlichkeit

Die Kontroverse um eine europäische „Leitkultur“ hat die Grenzen eines formalen Kulturbegriffs aufgezeigt. Das Wissen um kulturelle Inhalte und Werte allein kann verbindliche Orientierung nicht gewährleisten. Die kulturellen Praktiken, die zu ihrer Selbstvergewisserung erforderlich sind, werden in der wissenschaftlichen Diskussion noch zu wenig berücksichtigt. Der Philosoph *Christian Bermes* stellt die grundlegende Frage: „Wie kann etwas leiten, von dem man nicht wissen kann?“

Seit nunmehr anderthalb Jahrzehnten wird sporadisch, jedoch immer spannungsgeladen, emotional und kontrovers über die Funktion einer Leitkultur diskutiert. Die deutsche Leitkultur wird in den Kontext einer europäischen Leitkultur gestellt, letztere wieder von anderen Kulturen unterschieden. Die Verfechter eines solchen Konzepts weisen auf die integrative Kraft einer Leitkultur, die Kritiker machen darauf aufmerksam, dass eine Leitkultur weniger eine einende und einigende als eine aus- und abgrenzende Wirkung besitze. In den theoretischen, politischen und gesellschaftlichen Diskussionen wird – nicht selten auch polemisch – nach den Inhalten einer Leitkultur gefragt (sie reichen von Goethe über das Grundgesetz bis hin zu kulinarischen Eigenheiten), und es werden die historischen Voraussetzungen einer Leitkultur diskutiert (die Aufklärung wird hier nicht fehlen dürfen), um im Namen der Kultur zugleich die Religionen auf ihre funktionale Rolle einer privaten Daseins- und Seelenvorsorge zu reduzieren. Der Entzauberung der religiösen Orientierungsleistungen korrespondiert die Verzauberung eines kulturellen Leitungsverprechens.

Die Diskussionen um die Leitkultur verweist auf eine Fragestellung, die aus Sicht der Philosophie und Kulturtheorie von besonderem Interesse ist: Wie kann etwas leiten, von dem man nicht wissen kann? In dieser Form gestellt, könnte diese Frage geradezu zu Entrüstungen führen. Denn natürlich wissen wir um die kulturellen Gehalte, selbstverständlich wissen wir von den historischen Entwicklungen, und ganz gewiss wissen wir von den Kulturprodukten, die die Wissenschaften, die Literatur oder das Recht generieren. Doch dieses Wissen gibt keine Richtung vor. Selbst das Wissen um das Grundgesetz oder die Kenntnis der Goldenen Regel können ihre orientierende Kraft nur entfalten, wenn sie in etwas Gründen oder eingebettet sind, das selbst orientieren kann: Verbindlichkeit beanspruchende kulturelle Praktiken.

Das Forschungsprojekt „Lebensform und Handeln. Normative Dimensionen der Kulturphilosophie“ versucht, den Begriff der kulturellen Praxis exakt zu fassen, um davon ausgehend eine Theorie der Kultur zu entwickeln, die es erlaubt, die normativen Potentiale der Kultur zu eruieren. Diese zeigen sich weniger in einer „leitenden“ Funktion als in der Form der Verbindlichkeit. In der systematischen Konstellation von „kultureller Praxis“ und „Verbindlichkeit“ werden damit neue Zugänge zu dem gesucht, was unter dem Titel der Leitkultur verloren zu gehen droht: die im zum Teil sprachgewaltigen Kampf der Political Correctness schweigenden, aber wirksamen normativen Dimensionen der Kultur-Gewissheiten, die selbst diese Auseinandersetzungen tragen, ohne in sie hineinzugeraten.

Das Forschungsvorhaben verfolgt damit historische, gegenwartsdiagnostische und systematische Ziele. Historisch soll ein vertieftes Verständnis der Entwicklung der Kulturphilosophie des 20. Jahrhunderts dazu beitragen, die Grenzen eines formalen Kulturbegriffs zu erkennen. Gegenwartsdiagnostisch leistet das Forschungsvorhaben einen Beitrag für die aktuellen politischen und öffentlichen Diskussionen, indem der Kulturbegriff auf die Praktiken hin geöffnet wird, die Kultur konstituieren. Schließlich liegt das Hauptgewicht des Vorhabens auf der systematischen Grundlegung einer kulturphilosophischen Konzeption, die dem Befund Rechnung tragen kann, dass Verbindlichkeit nicht einfach nur ein Resultat der Kultur, sondern der Träger von Kultur ist.

Ausgewählte Literatur:

Christian Bermes, Zwischen Leben und Lebensform. Der Begriff der Person und die Anthropologie, in: I. Römer/ M. Wunsch (Hg.), Person. Anthropologische, phänomenologische und analytische Perspektiven, Münster 2013, S. 43-56.

Christian Bermes, Deutung oder Praxis? Die Tatsachen der Kultur und Wittgensteins Kulturphilosophie, in: C. Krijnen/ M. Ferrari/ P. Fiorato (Hg.), Kulturphilosophie. Probleme und Perspektiven des Neukantianismus (Studien und Materialien zum Neukantianismus 34), Würzburg 2014, S. 85-101.

Vernünftiger Pluralismus

Moderne und Pluralität bedingen sich gegenseitig. Sie kennzeichnen unser demokratisches Selbstverständnis. Angesichts gegenwärtiger Zerreißproben des gesellschaftlichen Zusammenhalts müssen jedoch die Werte der liberalen Gesellschaft neu befragt werden.

Das Forschungsprojekt des Philosophen *Jürgen Goldstein* untersucht historisch wie systematisch die Bedingungen, Möglichkeiten und Perspektiven eines „vernünftigen Pluralismus“.

Epochale Selbstvergewisserung der Moderne

Die „Moderne“ ist kein zeitgeschichtlicher Rahmen, in dem wir uns passiv vorfinden, sondern ein aktives Wechselspiel aus Prägung und Aneignung, Vorgabe und Reflexion. Seit die Epoche der „Neuzeit“ sich in Absetzung vom „Mittelalter“ entworfen hat, gehört die eigene Selbstvergewisserung, was „Moderne“ und „Modernität“ bedeuten, zu ihrem besonderen Profil. Was aber macht die Moderne in ihrem Kern aus? Seit dem Verlust eines homogenen Weltbildes gehört die Akzeptanz eines faktischen Pluralismus zum Selbstverständnis der Moderne. Der politische Philosoph John Rawls ist einen Schritt weiter gegangen, indem er von einem „vernünftigen Pluralismus“ gesprochen hat: Pluralität wird nicht nur toleriert, sondern intendiert: Es gibt eine Vielfalt des Vernünftigen, und Pluralismus ist vernünftig.

Politischer Liberalismus

Liberalen Gesellschaften zeichnen sich dadurch aus, dass sie unterschiedliche Weltanschauungen, Wertoptionen, kulturelle Hintergründe und religiöse Überzeugungen repressionsfrei ermöglichen. Das Aufeinandertreffen verschiedener Weltorientierungen ist spezifisch für die Moderne und ihr Demokratieverständnis. Die zentrale Leistung des politischen Liberalismus ist die Definition des vernünftigen Pluralismus, der die plurale Verfasstheit der modernen Gesellschaft als Ergebnis einer frei agierenden praktisch-politischen Vernunft ausdrücklich begrüßt. Er muss dabei ohne traditionsgebundene religiöse oder metaphysische Wahrheitsansprüche auskommen, bietet aber im Rahmen eines Gesellschaftsvertrages eine stabilitätsstiftende, verfassungsgarantierte und gerechte Hintergrundstruktur.

Krise des modernen Pluralismus

Die vermeintliche Wiederkehr der Religion in den aktuellen Debatten ist nur ein Indiz für die heutigen Herausfor-

derungen der durch Pluralität bestimmten politischen Moderne. Die Krisenerscheinungen der liberalen Gesellschaft nehmen gegenwärtig immer schärfere Formen an. Vor dem Hintergrund ungelöster Probleme der sozialen Gerechtigkeit, der aufflackernden Gewalt des Terrors, der somit prekärer werdenden gesellschaftlichen Stabilität und der globalen ökologischen Krise stellt sich die Frage, ob mit den Grenzen eines vertretbaren vernünftigen Pluralismus auch die politische Moderne selbst mit ihren historischen Errungenschaften auf dem Spiel steht.

Perspektiven einer aktuellen politischen Philosophie

Das Forschungsprojekt „Signaturen der Moderne: Vernünftiger Pluralismus“ verbindet systematische Ansätze mit historisch exemplarischen Perspektiven. Zunächst soll die Genese des modernen Pluralismus vom Spätmittelalter bis in die Gegenwart exemplarisch nachgezeichnet werden. Der vernünftige Umgang mit Pluralität wird sich dabei als die entscheidende Signatur der politischen Moderne erweisen. Dabei ist eine Abgrenzung des vernünftigen Pluralismus von Spielarten der Postmoderne zu leisten. In einem zweiten Schritt sollen die Möglichkeiten und Risiken eines vernünftigen Pluralismus in Anlehnung an den US-amerikanischen Philosophen John Rawls und mit Blick auf weitere klassische politische Autoren des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart diskutiert werden. Ziel des Forschungsprojektes ist der Entwurf einer philosophischen Theorie der politischen Moderne unter dem Leitaspekt des Pluralismus.

Ausgewählte Literatur:

Jürgen Goldstein, *Perspektiven des politischen Denkens. Sechs Portraits*, Weilerswist 2012 (enthält systematische Portraits von: H. Arendt, D. Sternberger, J. Rawls, J. Habermas, A. MacIntyre, Ch. Taylor).

Jürgen Goldstein, *Erfahrung und politische Theorie*, in: M. Kühnlein (Hg.), *Das Politische und das Vropolitische. Über die Wertgrundlagen der Demokratie*, Baden-Baden 2014, S. 439-455.



„Letzten Endes wollen wir fragen, ob das Faktum des vernünftigen Pluralismus ein historisch gegebenes Schicksal ist, das wir bedauern sollten. Der Nachweis, daß es sich nicht so verhält bzw. daß es ganz erhebliche Vorteile hat, würde dazu beitragen, uns zum Teil mit unserer Lage zu versöhnen.“
John Rawls



Jürgen Goldstein, Professor für Philosophie, Leiter des Projekts
„Signaturen der Moderne: Vernünftiger Pluralismus“

Formen repräsentativer Kultur

Kultur ist eine Frage der Selbstdefinition. Ihre Werte und Normen werden nicht nur verordnet und kodifiziert, sie sind immer auch abhängig von der allgemeinen Zustimmung und Anerkennung der unmittelbar Beteiligten. Noch jede Subkultur folgt dabei eigenen Regeln und Gesetzen.

Was muss geschehen, damit eine Kultur „repräsentativ“ wirkt und Geltung für breitere gesellschaftliche Kreise beanspruchen kann? Der Soziologe **Clemens Albrecht** formuliert erste Antworten.

Was bedeutet „repräsentative Kultur“?

In der Geschichte der sogenannten „Hochkulturen“ haben bestimmte Gruppierungen (zumeist soziale „Eliten“) repräsentative kulturelle Formen ausgebildet, die Geltung in der gesamten Sozialpyramide beansprucht haben und ihren normativen Anspruch häufig auch ohne unmittelbare Ausübung von Herrschaftstechniken durchsetzen konnten. Auf diese Weise haben Wissensinhalte, Wertevorstellungen, sprachliche und ethische Normen auch außerhalb ihrer eigentlichen Trägergruppen Anerkennung gefunden. Indem sich religiöse Praktiken von der Autorität einzelner Rollenträger (Schamanen, Priester) gelöst haben, sind auch in den monotheistischen Religionen repräsentative Kulturen entstanden; erst dadurch sind religiöse Erneuerungsbewegungen möglich geworden, die eigene Geltungsansprüche formulieren und über den engen Kreis ihrer Anhänger hinaus etablieren konnten (wie die mittelalterlichen Ordensgründungen und die protestantische Reformation oder in der heutigen Türkei die Gülen-Bewegung).

Die Grundlagen der Legitimität sind jeweils von den allgemein gültigen Anschauungen, Werten und Normen der Kultur einer Gesellschaft abhängig.

Herrschaft ist immer auf einen allgemein geteilten Glauben an ihre Legitimität angewiesen. Auch kulturelle Inhalte bedürfen einer entsprechenden Überzeugung, um ihre normative Kraft auch bei denjenigen zu entfalten, die über diese Inhalte nicht oder nur teilweise verfügen. Während der Neuzeit haben in den national unterschiedlichen Epochen der „Klassik“ literarisch geschulte Trägergruppen mit ihren normativen Ansprüchen die Grundlagen der modernen bürgerlichen Kultur etabliert, indem sie die Kriterien zum sozialen Aufstieg von der sozialen Herkunft lösten und auf einen kulturell erlernbaren Bereich übertrugen. Sie haben damit wesentlich zur Konstituierung der modernen Gesellschaft beigetragen.

Repräsentative Kultur heute?

Der „Aufstieg durch Bildung“ markiert die für unsere Gesellschaft charakteristische Unterscheidung zwischen Struktur und Kultur. Allerdings sind die Normativitätsansprüche spezifischer Kulturen und Schichten heute vielfältig geworden. Aus unterschiedlichen Trägergruppen gehen immer wieder Neuerungen hervor, von den Moden der Intellektuellen bis hin zu den Kommunikations- und Ausdrucksstilen der Subkulturen: Jeder deutsche Mittelschichtjunge kann „Türkenslang“ nachahmen, wenn er cool wirken will. Der Normativitätsanspruch pluralisiert sich gerade dadurch, dass Struktur und Kultur wechselseitig aufeinander einwirken und sich gegenseitig beeinflussen.

Aufgaben und Ziele des Teilprojekts

Aus universalgeschichtlicher Perspektive erforscht das Teilprojekt die unterschiedlichen Erscheinungsformen „repräsentativer Kulturen“ und versucht dabei, eine übergreifende Typologie zu entwickeln, die auch für andere wissenschaftliche Kontexte, namentlich für die Kanondebatte, für Pluralisierungsfragen, für Aspekte des Ritualverhaltens sowie für die Diskussion von Sprachnormen anwendbar gemacht werden sollte. Insofern übernimmt das Teilprojekt zugleich die Funktion, die begrifflichen Klammern des Gesamtvorhabens zu präzisieren.

Ausgewählte Literatur:

Friedrich H. Tenbruck, Repräsentative Kultur, in: H. Haferkamp (Hg.), Sozialstruktur und Kultur, Frankfurt am Main 1990, S. 20-53.

Clemens Albrecht, Massenkultur, Kanon und soziale Mobilität. Eine kleine Ideologiekritik des Konstruktivismus, in: J. Bilstein/ J. Ecarus (Hg.), Standardisierung – Kanonisierung. Erziehungswissenschaftliche Reflexionen, Wiesbaden 2009, S. 77-93.

Johannes Weiß, Handeln und handeln lassen. Über Stellvertretung, Opladen 1998.



Erzieherische Verbindlichkeit

Erziehung ist eine kulturelle Praxis, die eine eigene Art der Verbindlichkeit beansprucht. Was sich zunächst als philosophisches Problem darstellt, wird seit Beginn des 20. Jahrhunderts im Rahmen der Soziologie mit Blick auf die Bedingungen sozialer Ordnungen diskutiert.

Vor diesem Hintergrund versucht der Erziehungswissenschaftler *Alfred Langewand* einen pädagogisch orientierten Handlungsbegriff zu entwickeln.

Die Frage nach der Verbindlichkeit erzieherischer Handlungen oder Kommunikationen ist zum ersten Mal in der Geschichte der Pädagogik unter dem Eindruck der kantischen Philosophie systematisch unter der kantischen Formulierung von den „Bedingungen der Möglichkeit“ von Erziehung diskutiert worden. Mit dieser Wortwahl zielte man nicht ab auf Erkundungen, wie tatsächlich erzogen würde, auch nicht, wie man („richtig“) erziehen sollte, überhaupt gar nicht auf die „Kunst der Erziehung“, sondern – methodologisch – auf eine Untersuchung in Parallele zu Kants Erster Kritik („Wie ist Erkenntnis möglich?“) und – inhaltlich – auf eine Orientierung an Kants Moralphilosophie. Die zweifellos vorhandenen Merkwürdigkeiten dieser Diskussion bekommt man als Interpret nicht in den Blick, wenn man ihr ein modisches pädagogisches „Technologieproblem“ unterschiebt – so etwas gab es nicht.

Das Ungemach, das zwischen 1790 und 1810 den einen oder anderen Kantinterpreten überfiel, hängt mit einer bestimmten Lesart der kantischen Moralphilosophie zusammen, aus der die These eines „intelligiblen Fatalismus“ (Carl Christian Erhard Schmid) abgeleitet wird: Wenn es eine „Kausalität aus Freiheit“ geben können müsse, so bleibe sie, wenn sie Kausalität sein sollte, die notwendige Verknüpfung von Ursache und Wirkung, und daraus folge, dass alle Handlungen einer moralisch zurechenbaren Person moralisch sein müssten. Sollte es, wie die Erfahrung lehre, aber Ausnahmen geben, würde dies den Schluss zwingend machen, dass es transzendente oder intelligible Ursachen geben müsse, die der Handelnde selbst gar nicht kennen und nicht beeinflussen könne. Man könne als Handelnder diesem Fatum in keinem Falle entkommen! Die Wucht dieses „Denkfehlers“ von Schmid – Freiheit als Bedingung (Kant) versus Bedingungen der Freiheit (Schmid) – lässt sich vielleicht daran illustrieren, dass Schiller und Herbart ihm wie selbstverständlich folgten

und Fichte ihm äußerste Konsequenz bescheinigte. Vor diesen Fällen im Begriff der moralischen oder pädagogischen Verbindlichkeit waren auch die Pädagogen nicht immer gefeit, und dieser Umstand ist nicht „bloß“ historiographisch feststellbar, sondern durchaus aktuell: Wenn in einer heutigen Diskurs-Moraltheorie vom „zwanglosen Zwang des besseren Arguments“ die Rede ist, hat man dieselbe Verlegenheit vor Augen, in die Schmid seine Leser gebracht hatte.

Diese pädagogische Diskussion wird zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der damals neuen Wissenschaft der Gesellschaft, der Soziologie, wieder aufgenommen. Die Soziologie fragte, wie soziale Ordnung möglich sei, und daraus ergab sich ein direkter Zusammenhang zwischen der (alten) „transzendentalpädagogischen“ Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Erziehung mit der neuen Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit sozialer Ordnung. Wichtigstes Kennzeichen dieser neuen kategorialen Optionen in diesem Feld war die (tendenzielle) Umstellung von „Erziehung“ auf „Sozialisation“, die seitdem mehr oder weniger zum Kern der Soziologie gehört. Die Untersuchung dieser soziologischen Diskussionen von Durkheim über Simmel, Parsons (Freud) bis hin zu Luhmann stellt den zweiten Teil des Forschungsprojektes dar.

Der dritte Teil des Projekts wird eine systematische Entwicklung eines Kommunikations- und Handlungsbegriffs unternehmen, der die Frage nach der sozialisationstheoretischen und erziehungstheoretischen Verbindlichkeit mit der Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit sozialer Tatsachen in Beziehung setzt.

Ausgewählte Literatur:

Alfred Langewand, Über die Schwierigkeit, Erziehung als Aufforderung zur Selbsttätigkeit zu begreifen, in: Zeitschrift für Pädagogik, 49, 2003, H. 2, S. 274-290.

Alfred Langewand, Rousseau über Lockes Grundsatz, mit Kindern vernünftig zu reden, in: Pädagogische Rundschau, 66, 2012, H.3, S. 303-317.





*Andreas Ackermann, Professor für Kulturwissenschaft (Schwerpunkt Ethnologie), Leiter des Projekts
„Soziale Ästhetik als neue Perspektive auf Verkörperung von Kultur“*

Tattoos als soziale Haut

Tattoos waren immer mehr als lediglich Körperschmuck – sie bilden eine „soziale Haut“, die gesellschaftliche Normen und Werte anschaulich macht. Inzwischen geraten sie mehr und mehr zum modischen beziehungsweise persönlichen Statement. Die Unauslöschlichkeit des Tattoos und der damit verbundene Schmerz garantieren Selbstvergewisserung in Zeiten zunehmender Virtualität, stellt der Ethnologe **Andreas Ackermann** fest.

Bedeutungswandel der Tatauierung

Der in der Ethnologie übliche Begriff der Tatauierung geht auf das polynesisches tatatau (dt. „richtig schlagen“) zurück, doch hat die Praxis der Tatauierung auch in Europa eine lange Tradition, die weit in die Prähistorie zurückreicht (wie die 5.000 Jahre alte Gletschermumie aus dem Ötztal zeigt). Die Bedeutung erwies sich dabei als wandelbar: Tatauierungen wurden zur Bestrafung oder Dokumentation von Besitzansprüchen ausgeführt, sie fungierten als Berufs-Abzeichen, religiöse Insignien, persönliche Erinnerungsbilder und Kennzeichen von Patriotismus und Loyalität. Seit dem 18. Jahrhundert wird das Tattoo zunehmend zum Zeichen des Gesetz- beziehungsweise Rechtlosen sowie zum Inbegriff des „Unzivilisierten“, „Primitiven“.

„Die Maori-Tatauierung soll nicht nur eine Zeichnung in das Fleisch, sondern auch alle Traditionen und die Philosophie der Rasse in den Geist ritzen.“

Claude Lévi-Strauss

Mit der Jahrtausendwende entwickelt sich die Tatauierung immer mehr zum Mode-Bekenntnis. Indem verschiedene soziale Bewegungen von der Frauenbewegung bis Punk, Neo-Tribal und Gothic Körperkunst als Identitäts-Vergewisserung nutzen, überwinden Tatauierung, Piercing und andere Formen der Körperveränderung Klassen- und auch Medienschränken. Die Endgültigkeit des Vorgangs schreckt nicht mehr – im Gegenteil: In einer Welt, in der vieles austauschbar scheint, ist gerade das Definitive und Unauslöschliche erwünscht. Das Tattoo wird zu einer permanenten Bestätigung der Freiheit und der Möglichkeit einer selbst konstruierten Identität: Während Tatauierungen zum Beispiel in Polynesien Ausdruck von sozialen Kategorien der Zugehörigkeit sind, sollen Tattoos im Westen vor allem individuell getroffene Entscheidungen symbolisieren.

Tatauierung als „soziale Haut“

In der Kulturwissenschaft wird Tatauierung vielfach als „soziale Haut“ angesehen, in die gesellschaftliche Normen und Werte gleichsam „eingeschrieben“ werden. Der Körper fungiert dabei als Gedächtnis.

„Was in das menschliche Fleisch geschnitten wird, ist ein Bild der Gesellschaft.“ Mary Douglas

Er fungiert aber auch als Grenze, denn Körperveränderungen produzieren Unterschiede. In Samoa wird der blutende Klient eines Tatauiermeisters auch einem Fötus gleichgesetzt, der sich im Zustand der sozialen Geburt befindet. Erst als tatauiertes Wesen kann ein Mann seinen sozialen Verpflichtungen gegenüber dem Gemeinwesen nachkommen. Die Tatauierung dient auch zur Markierung der Grenze zwischen Mann und Frau. Ein samoanisches Sprichwort lautet: „Wenn ein Mädchen geboren wird, wird es die Schmerzen des Gebärens, wenn ein Junge geboren wird, wird er die Schmerzen der Tatauierung ertragen müssen“. Beider Schmerzen wiegen einander auf, wobei als verbindendes Moment der Verlust von Blut gilt.

Die Bedeutung der Tatauierung hat sich im Laufe der Geschichte und im Zuge von Globalisierungsprozessen wiederholt gewandelt: Von der „sozialen“, die Zugehörigkeit betonenden, zur „asozialen“ bzw. ausgrenzenden und aktuell schließlich zur „unsozialen“ Haut, die an Stelle des sozial Verbindlichen das einzigartig Individuelle zeigen soll. Dies dürfte aber sicherlich nicht die letzte Metamorphose des Tattoos gewesen sein, der nachzugehen im Rahmen des Forschungsprojekts „Soziale Ästhetik als neue Perspektive auf Verkörperung von Kultur“ sinnvoll erscheint.

Ausgewählte Literatur:

Andreas Ackermann, Körper als Text? Körper, Rituale und die Grenzen einer Metapher, in: M. Jung/ M. Bauks/ A. Ackermann (Hg.), Dem Körper eingeschrieben. Verkörperung zwischen Leiberleben und kulturellem Sinn. Wiesbaden 2016, S. 75-107.

Stephan Oettermann, Zeichen auf der Haut. Die Geschichte der Tätowierung in Europa. Hamburg 1994.

Rituale, Identitäten und der Raum der Gründe

An den Schnittstellen zwischen Pragmatismus und Kognitionswissenschaften werden Modelle zum besseren Verständnis der menschlichen Sprache und Kultur erarbeitet. Demnach entstehen soziale Normen und Werte aus natürlichen und lebensweltlich bedingten Prozessen. Die Philosophen *Matthias Jung* und *Roman Madzia* sprechen über die Zukunftsperspektiven dieses praxisorientierten Denkansatzes.

MJ: Herr Dr. Madzia, Sie arbeiten über die Philosophie des amerikanischen Pragmatismus und ihre Bedeutung für die moderne Kognitionswissenschaft. Können Sie kurz erklären, wie Sie mit diesem Thema über ein Humboldtstipendium nach Koblenz gekommen sind?

RM: Mein Weg zum Pragmatismus war ungewöhnlich, denn er führte zunächst zu Richard Rorty, dem Hauptvertreter des Neopragmatismus. Rorty geht ja davon aus, dass unsere Erfahrung der Welt von Sprache geprägt wird. Unsere Lebenswelt, die wir für „real“ halten, ist in der Philosophie Rortys eine sprachliche Konstruktion. Genau wie es Wittgenstein im „Tractatus Logico-Philosophicus“ ausgedrückt hat: Die Grenzen unserer Sprache sind die Grenzen unserer Welt. Was mich aber zur Philosophie der Verkörperung geführt hat, waren die Probleme bei Rorty: Erstens schenkt Rorty der Frage, wie Sprache (oder symbolisches Denken) entsteht, überhaupt kein Interesse. Und zweitens führt Rortys Ansatz zu der Überzeugung, dass die Wirklichkeit im Kopf der sprechenden Wesen entsteht. Ich habe mich daraufhin mit früheren pragmatistischen Philosophen beschäftigt, vor allem mit George H. Mead, demzufolge Sprache und symbolisches Denken ein Produkt der körperlichen Interaktion zwischen Menschen ist. Über Mead habe ich meine Masterarbeit an der Ostrava-Universität geschrieben, danach das Promotionsstudium an der Masaryk-Universität in Brunn aufgenommen und dann im Rahmen des J. William Fulbright-Programms ein Jahr in Toledo (USA) über mögliche Beziehungen zwi-

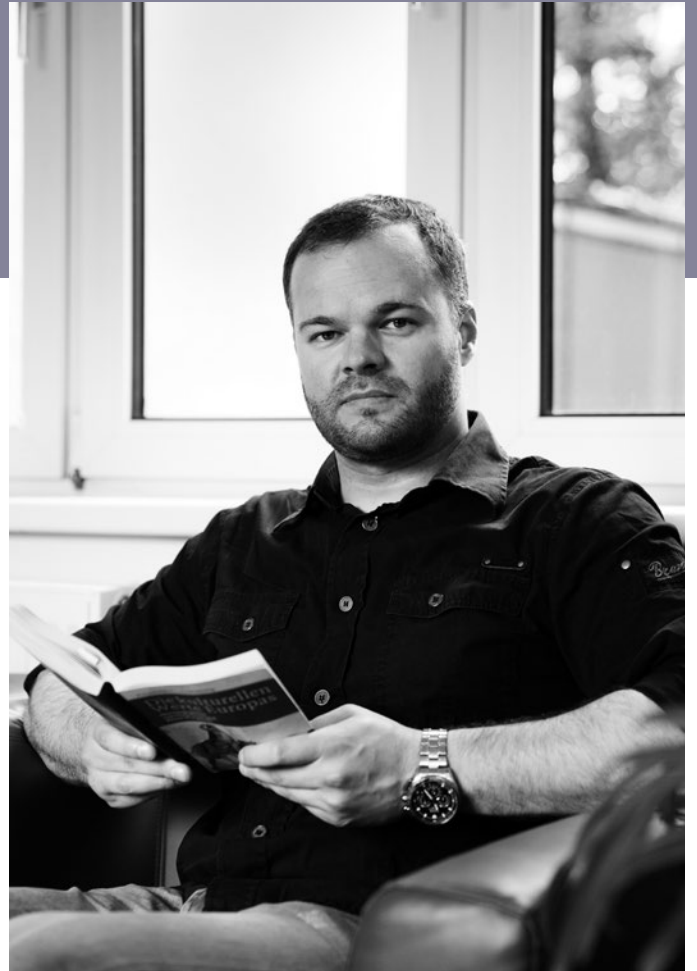
schen den klassischen Pragmatisten und der Philosophie der „verkörperten Kognition“ geforscht. Danach habe ich ein halbes Jahr an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg mit Professor Hans Joas gearbeitet, der mich auf Ihre Forschung, Herr Professor Jung, hingewiesen und dazu ermutigt hat, mich um ein Humboldt-Stipendium zu bewerben. Es war mir klar, dass ich nach Koblenz gehen sollte, um ein kompetentes Feedback zu bekommen.

MJ: Was versteht man überhaupt unter „verkörperter Kognition“?

RM: „Verkörperte Kognition“ ist ein methodologischer Ansatz: Nicht das Gehirn, sondern der ganze Körper ist demnach die kleinste geeignete Einheit zum Verständnis von Kognition. Diese Auffassung ist dem Kognitivismus und den computationalen Theorien diametral entgegengesetzt und wird daher als grundlegende Wende in der Kognitionswissenschaft angesehen. Die klassischen Theorien der Kognition versuchen, Kognition vor dem Hintergrund der Computer-Metapher zu beschreiben. Kognition wird einfach als bloße Informationsverarbeitung begriffen. Dagegen versteht die Philosophie der Verkörperung Kognition als ein Mittel der Adaptation des Organismus auf die Umgebung. Kognition ist etwas, das alle lebenden Wesen machen. Kognitive Prozesse sind daher nicht ausschließlich symbolische, sondern vor allem ästhetische Vorgänge.



Matthias Jung, Professor für Rechts- und Moralphilosophie, Leiter des Projekts „Rituale, Identitäten und der Raum der Gründe“



Roman Madzia, Philosophie, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max Weber Institut in Erfurt und Fellow des Projekts „Rituale, Identitäten und der Raum der Gründe“

MJ: Wir leben in einer Kultur, in der Gründe und Normen überwiegend als etwas Sprachliches angesehen werden. Welchen Beitrag kann die Theorie verkörperter Kognition hier leisten?

RM: Die Frage der Werte und Normen hängt mit Verkörperung eng zusammen. Mich interessiert besonders die enaktivistische Perspektive von Evan Thompson oder Ezequiel Di Paolo, die Normativität als intrinsische Eigenschaft der Lebensprozesse sehen. Ein einzelliger Organismus, der aufgrund seiner physiologischen Konstitution Zucker benötigt, um zu überleben, wird sein Verhalten so steuern, dass er sich immer in der Nähe einer hohen Zuckerkonzentration befindet. Auch kulturelle Werte und Normen sind emergente Ereignisse, die durch das Funktionieren des Lebens selbst erzeugt werden. Je komplizierter die Struktur des Lebewesens ist, desto vielfältiger sind die Werte und Normen, denen der Organismus folgt. Unsere Aufgabe wäre es, eine „Kartografie“ der normativen sozialen Landschaft zu entwerfen und dabei nie aus dem Blick zu verlieren, dass Menschen körperliche Wesen sind, die Normativität in erster Linie benötigen, um ihr gegenseitiges Verhalten besser zu regeln. Ich vermute, dass Sie das ähnlich sehen?

MJ: Mir kommt es darauf an, den Zusammenhang menschlicher und biologischer Normativität zu sehen und gleichzeitig nicht aus den Augen zu verlieren, dass wir Menschen eben doch sehr anders sind. Symbolisch artikulierte Gründe unterscheiden sich tiefgreifend von den Gründen, die auch andere Lebewesen haben können. Sie sind explizit, also bewusst und öffentlich, sie stehen uns zur sozialen Verständigung zur Verfügung und sind kritischen Einwänden durch uns selbst und andere zugänglich. Menschen können ihr Bewusstsein auf prinzipiell alles richten; sie sind nicht an das gebunden, was in ihrer lokalen Umgebung passiert. Sie bilden Wertungen zweiter Stufe, sie beziehen sich reflektierend und kritisch auf das natürlich Normative, wie Hunger, Durst oder sexuelle Bedürfnisse. Werte und Ideale entwickeln sich natürlich im Lebensprozess, aber sie übersteigen diesen in einer Weise, die spezifisch menschlich ist. Wir sollten beides miteinander verbinden: die unverzichtbaren Einsichten der verkörperten Kognition mit dem Wissen um die relative Eigenständigkeit des Kulturprozesses.

RM: Sie befassen sich seit Jahrzehnten mit diesen Themen – gibt es Ihrer Meinung nach im Bereich unserer gemeinsamen Forschung ein Problem, das Sie prinzipiell für unlösbar halten?

MJ: Ich glaube, dass es auch einer pragmatistischen Philosophie der Verkörperung nicht gelingen wird, die Perspektivendifferenz zwischen Erleben und Außenbeobachtung, zwischen der Perspektive der ersten und der dritten Person aufzulösen. Was wir tun können ist, deutlich zu machen, dass diese Differenz etwas darstellt, das sich natürlich entwickelt hat und deshalb keine dualistische Ontologie begründen kann. In diese Richtung gehen beispielsweise die kognitionspsychologischen Forschungen Michael Tomasellos, der gezeigt hat, wie die Idee der Objektivität aus geteiltem Bewusstsein und der Fähigkeit zur Perspektivenübernahme entstehen kann. Wir können also das qualitative Erleben und die mit ihm verbundenen physiologischen Prozesse in einem handlungstheoretischen Rahmen zusammenführen und auch evolutionär plausibel machen, wie dieser Rahmen entstehen konnte. Wir können darüber hinaus auch deutlich machen, warum verschiedene Zusammenhänge zwischen Wahrnehmungen und Handlungen unterschiedliche Wahrnehmungsformate erzeugen. Aber warum es sich gerade so und nicht anders anfühlt, verliebt zu sein, in einen Schokoriegel zu beißen oder die Sonne untergehen zu sehen, ist damit nicht im Geringsten erklärt.

RM: Gibt es auch Aspekte der pragmatistischen Philosophie, die Sie für veraltet oder sogar für falsch halten?

MJ: Ich glaube, dass die klassischen Pragmatisten einen viel weiteren Horizont hatten als viele Kognitionswissenschaftler, die sich heute auf sie berufen. Zum Beispiel war ihnen immer schon deutlich, dass Verkörperung eingebettet ist in kulturelle Sinnmuster, die sich nicht unmittelbar aus den Handlungsproblemen des Organismus ergeben. Aus diesem Grunde lohnt es sich, die Klassiker heute neu zu lesen. Natürlich ist manches überholt: Meads These vom ausschließlich sozialen Charakter des Selbst lässt sich genauso wenig halten wie Deweys Versuch, die Demokratie religiös zu überhöhen. Doch die zentralen Ideen der Pragmatisten scheinen mir so aktuell wie nie: Handeln ist verkörpert und symbolisch, und es kommt vor der Theorie. Wissenschaft entspringt den Lebensbedürfnissen des Menschen und muss immer auf diese bezogen werden. Und last but not least: die Zukunftsfragen der Menschheit können nur in einem demokratischen Austausch gelöst werden, der Experten und „Laien“ gleichermaßen einbezieht.

Anthropologie und ihre Verkörperung in Texten

Was ist der Mensch? Wie ist er in den biblischen Texten dargestellt? Inwieweit ist die Bibel heute noch identitätsbildend und verbindlich? Beeinflusst sie das Bewusstsein moderner Menschen und prägt deren Bild vom Menschen und seinem Körper? Diesen Fragen gehen die Bibelwissenschaftlerinnen **Michaela Bauks** (Altes Testament) und **Judith Hartenstein** (Neues Testament) nach.

Der historische Rahmen

Bibelwissenschaft ist eine historische und systematische Disziplin. Sie beschäftigt sich mit Texten, die etwa 1800 bis 2800 Jahre alt sind und deren Vorstellungen von heutigen oft fundamental verschieden sind. An ihnen lässt sich erkennen, dass und wie kulturelle Normen sich wandeln: zwischen dem Bibeltext und der heutigen Zeit, aber auch schon in den alten Texten selbst. Sie bezeugen oft ein Ringen um grundlegende Fragen und geben dabei unterschiedliche Antworten – bei aller Fremdheit der Kontexte bleibt dieser Prozess bis heute aktuell. Zudem ist die Frage ihrer Verbindlichkeit relevant. Manche Texte sind kanonisch geworden und gelten als „heilige Schrift“. Andere Texte haben diesen Status nicht erlangt. Für das sachgemäße Verständnis dieser Schriften sind Verstehenshorizonte zu erschließen und historische Bezugsrahmen zu rekonstruieren.

Die Frage nach den anthropologischen Vorstellungen ist für das Alte Testament oft leichter zu beantworten als für das Neue, weil dort die alltägliche Erfahrung des Menschseins stärker thematisiert wird. Das Neue Testament hat eine eher theologische Ausrichtung. So setzt es die alttestamentlichen Schöpfungserzählungen mit ihrem Menschenbild einfach



voraus. Zudem gehen neutestamentliche Autoren wie Paulus von einer bestimmten Auslegung dieser Erzählungen aus. Besonders spannend ist im Neuen Testament und in weiteren Texten des frühen Christentums, dass nicht nur biblische Vorstellungen aufgenommen werden, sondern auch Ideen der zeitgenössischen griechischen Philosophie, obwohl beide nur bedingt zusammenpassen.

Rezeptionsformen biblischer Literatur

Die Bibel selbst ist kein aus einem Stück geschaffenes oder von einem Autor verfasstes Buch, sondern ein Korpus von jahrhundertlang gesammelter Traditionsliteratur. Bereits innerhalb des biblischen Textbestands lassen sich Fort- und Umschreibungsprozesse erkennen. In der Antike haben



Michaela Bauks, Professorin für Bibelwissenschaft, stellvertretende Sprecherin des Forschungsschwerpunkts und Leiterin des Projekts „Rituale, Identitäten und die Bedeutung historischer Prozesse“

sich diese in großem Stil fortgesetzt, und ihre sich wandelnde Rezeption ist empirisch an historischen Handschriften rekonstruierbar. Wohingegen der Auslegungsprozess, den die Traditionsliteratur selbst durchlief, nur mühsam rekonstruiert werden kann. Wichtig ist es auch, einen erweiterten Textbegriff anzuwenden. Text ist nicht automatisch gleichzusetzen mit Literatur. Vielmehr erfolgt die Überlieferung biblischer Themen, Figuren und Motive von der Antike bis in die Gegenwart auf sehr unterschiedlichen medialen Wegen. Seit den Anfängen lassen sich bestimmte literarische Themen und Motive auch ikonographisch in Form von Gebrauchsgegenständen und Artefakten nachweisen. Indem literarische und ikonographische Belege kombiniert werden, können zahlreiche Phänomene besser erklärt werden.

In der säkularen Welt sind Wissensgehalte häufig nur noch visuell präsent und wandern durch Bilder und Sprachbilder in das kulturell prägende Wissen ein.

So ist beispielsweise der Umstand, dass die erste Frau Eva ihrem Mann Adam einen Apfel gab, biblisch nicht überliefert. Der hebräische Text spezifiziert die Frucht nicht. Erst das lateinische *malus* „schlecht, böse“, dessen Homonym zugleich den Apfelbaum (beziehungsweise *malum* „Apfel“) bezeichnet, dürfte zu dem gängigen Motiv in der Kunstgeschichte geführt haben, was unser Verständnis bis hin zum „Paradiesapfel“ auf der Kirmes prägt: Der böse Griff zum Apfel verkörpert die Versuchung schlechthin. Ähnlich ist auch die Darstellung Jesu als schmaler hochgewachsener Mann mit dunkelblondem Haar und Bart eine ikonographische



Judith Hartenstein, Professorin für Evangelische Theologie und assoziiertes Mitglied in dem Projekt „Rituale, Identitäten und die Bedeutung historischer Prozesse“



„Was ist das menschliche Gehirn anderes als ein gewaltiger und natürlicher Palimpsest? Unzählige Schichten von Vorstellungen, Bildern, Gefühlen (...) und jede dieser Schichten schien die frühere einzuhüllen. Aber keine ist in Wirklichkeit zugrunde gegangen.“ Charles Baudelaire

Konvention, die textlich jeder Grundlage entbehrt und mit der historischen Gestalt wenig zu tun haben dürfte. Es ist davon auszugehen, dass biblische Themen, Motive und Figuren in sehr tiefen Schichten kulturell prägend sind. Doch entfalten die Texte ihre Aussagekraft und Wirkung palimpsesthaft: Sie werden immer wieder „überschrieben“, neu gedeutet, persifliert und wieder aufgelegt.

Im Hinblick auf die Schöpfungserzählung findet sich ein besonders interessantes Beispiel der Rezeption und Umdeutung im Fund von Nag Hammadi. Die darin erhaltenen frühchristlichen Schriften zeigen ein Weltbild, in dem die Schöpfung negativ und der alttestamentliche Schöpfergott als niederes himmlisches Wesen – nicht identisch mit dem obersten Gott – angesehen wird. Vor diesem Hintergrund erhalten die biblischen Erzählungen eine neue Deutung: Die körperliche Schöpfung des Menschen ist nicht gut, sondern ein Versuch, den „wahren“ Menschen an die Materie zu fesseln, der Körper ist ein Gefängnis.

„Eva vertraute den Worten des Lehrers. Sie schaute hinauf zu dem Baum. Sie sah, dass er schön war. Sie nahm von seiner Frucht, sie aß, gab auch ihrem Gatten, auch er aß. Da wurde ihr Verstand aufgetan (...). Als sie sahen, dass ihre Bildner von Tiergestalt waren, ekelten sie sich vor ihnen. Sie kamen zu großer Erkenntnis.“ Vom Ursprung der Welt, Nag Hammadi Kodex II

Das Essen vom Baum der Erkenntnis dagegen ist als ein Schritt der Befreiung gedeutet, der den Menschen Zugang zu ihrer ursprünglich himmlischen Existenz verschafft. Hier stehen sich grundsätzlich unterschiedliche anthropologische Vorstellungen gegenüber, die aber auf der Basis derselben Erzählung dargelegt werden. Die Schriften aus Nag Hammadi illustrieren zugleich die Frage der Verbindlichkeit von Texten. Sie arbeiten auf ihre Weise mit einem autoritativen Text, den sie nutzen, aber auch umgestalten. Diese neuen Texte sind dann innerhalb der frühen Kirche nicht verbindlich geworden. Im frühen Christentum entwickelt sich erst allmählich ein Kanon, die heute apokryphen Schriften zum Beispiel aus Nag Hammadi sind diejenigen, die von einer entstehenden Mehrheitsmeinung abgelehnt wurden.

Menschenbilder und ihre Verkörperung – rekonstruiert aus antiken Texten

Aus dem Tagesgeschehen wissen wir, dass Menschenbilder historisch und literarisch begründet werden. Es wird um konkrete und abstrakte Formen der Verkörperung gerungen, um Verbindlichkeiten individueller und kollektiver – bis hin zur kulturellen – Identität zu schaffen. Dabei spielen Rituale mit ihrer stark identitätsbegründenden Funktion häufig eine zentrale Rolle. Sie sagen viel über das Menschenbild einer spezifischen Kultur und Zeit aus. Die aktuelle Debatte um die rituelle Beschneidung von Jungen, wie sie im Judentum und Islam bis heute üblich ist, muss vor diesem Hintergrund gesehen werden. Das geographisch breit bezeugte Körperritual hat eine lange (Literatur-)Geschichte, an der man Entstehungs-, Ablösungs- wie auch Veränderungsprozesse von Menschenbildern ebenso ablesen kann wie die Beharrungskraft verbindlicher Tradition mit dem Ziel anhaltender Identitätsbildung.

Ein zweites Beispiel religiös begründeter Einflussnahme auf den Körper ist die Askese. Fasten und der Verzicht auf Sexualität spielen im frühen Christentum eine große Rolle. Theologische und anthropologische Vorstellungen stehen dabei im Hintergrund, können aber zu durchaus unterschiedlichen sozialen Praktiken führen. Umgekehrt prägt der asketische Umgang mit dem eigenen Körper die eigene Identität und ermöglicht eine soziale Verortung. Insbesondere für Frauen sind so auch neue soziale Rollen möglich und damit die gleichberechtigte Teilhabe an einer als geistig (und unkörperlich) verstandenen Gemeinschaft.

Ausgewählte Literatur:

Michaela Bauks, Beschneidung zwischen Identitätsmarkierung und substituierter Opferhandlung: Kulturelle Deutungen eines schwierigen Ritualtexts (Exodus 4,24-26), in: M. Jung/ M. Bauks/ A. Ackermann (Hg.), Dem Körper eingeschrieben. Verkörperung zwischen Leiberleben und kulturellem Sinn, Wiesbaden 2015, S. 243-270.

Judith Hartenstein, Weibliche Askese und christliche Identität im 2. Jh. n. Chr., in: M. Jung/ M. Bauks/ A. Ackermann (Hg.), Dem Körper eingeschrieben. Verkörperung zwischen Leiberleben und kulturellem Sinn, Wiesbaden 2015, S. 213-226.

Michaela Bauks, „Soul-Concepts“ in Ancient Near Eastern Mythical Texts and Their Implications for the Primeval History, *Vetus Testamentum* 66 (2016), S. 181-193.



Sabine Diao-Klaeger, Professorin für Romanistik und Ko-Leiterin des Projekts „Sprachnormen in Fachwissenschaft und Öffentlichkeit“

Jan Georg Schneider, Professor für Deutsche Sprachwissenschaft, Ko-Leiter des Projekts „Sprachnormen in Fachwissenschaft und Öffentlichkeit“

Sprachliche Normorientierung in Deutschland und Frankreich

Was bringt uns dazu, den Sprachgebrauch anderer (und manchmal auch unseren eigenen) negativ zu beurteilen oder gar zu korrigieren? Lassen wir uns bei der Beurteilung der sprachlichen „Richtigkeit“ mündlicher Äußerungen von den Regeln der Schriftsprache leiten? Gibt es hierbei Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich? Machen sich FranzöslInnen mehr Sorgen um ihre Sprache als Deutsche oder verhält es sich umgekehrt? Die Romanistin *Sabine Diao-Klaeger* und der Germanist *Jan Georg Schneider* gehen in einer vergleichenden Studie diesen Fragen nach.

Sowohl in der deutschen als auch in der französischen Öffentlichkeit werden die Sprache und Fragen ihrer „Richtigkeit“ („Wie sagt man das richtig?“) immer wieder heiß diskutiert, sei es im Feuilleton, in Leserbriefen, in Online-Foren oder in Talkshows.

Menschen identifizieren sich mit ihrer Muttersprache. Wenn sie sich unsicher sind und wissen wollen, was „richtig“ und was „falsch“ ist, suchen sie manchmal auch Orientierungshilfe bei (vermeintlichen) ExpertInnen. Unter anderem dadurch erklärt sich der große Erfolg etwa der Kolumnen Bastian Sicks in Deutschland. In Frankreich sind Publikationen populär, die so weit gehen, das Stichwort „Massaker“ im Titel zu tragen, so Maillet 2014: „Langue française. Arrêtez le massacre“ – eine Sonderausgabe des französischen Wochenmagazins *Le Point* hierzu ist just im April 2016 erschienen.

Populäre sprachkritische Publikationen sind in der Regel normativ ausgerichtet: Sie unterteilen sprachliche Äußerungen in richtig und falsch, gut und schlecht, schön und hässlich oder (im Falle des Französischen) „contre le génie de la langue“. Mit dieser Art der Kategorisierung stehen sie im Gegensatz zur Sprachwissenschaft (oder Linguistik), die sich als empirische Wissenschaft versteht, den tatsächlichen Sprachgebrauch in seinem Wandel und seinen Differenzierungen beschreibt und sprachliche Zweifelsfälle zulässt. Häufig erkennt sie mehrere Formen als korrekt oder angemessen an;

sie weigert sich, Sprache als ein unveränderliches, starres System zu begreifen – im Zweifel schlägt sie sich auf die Seite der sprachlichen Vielfalt.

Zudem wird in der Linguistik zwischen den Eigenschaften gesprochener und geschriebener Sprache unterschieden – und das betrifft natürlich auch die Frage, was wir jeweils als „richtig“ ansehen. Das Mündliche ist lautlich, flüchtig und interaktiv, das Schriftliche dagegen visuell, bleibend und eher „einsam“ und monologisch: Das Kind muss zuerst einmal motorisch lernen, die Buchstaben zu schreiben, dann Wörter und Sätze; der Gebrauch der Schrift ist zunächst nicht interaktiv. Da die geschriebene Sprache in unserer Kultur als „Bildungskapital“ (Bourdieu) einen höheren Stellenwert besitzt und da sie viel mühevoller als die gesprochene erworben wird, haben wir – oft unbewusst – die Neigung, sprachliche Richtigkeit und Güte an der geschriebenen Sprache zu messen. Im Volksmund zeigt sich dies auch an Ausdrucksweisen wie „Sprich, wie Du schreibst!“, „Sprich in ganzen Sätzen!“, „reden wie gedruckt“. Diese Schriftbrille („written language bias“), die uns allen auf der Nase sitzt, können wir kaum absetzen. Wir können uns aber bewusst machen, dass wir sie aufhaben, und dann auch lernen, die Besonderheiten gesprochener Sprache zu würdigen.

In unserem gemeinsamen Projekt untersuchen wir vor dem Hintergrund dieser Überlegungen, ob es in Frankreich

und Deutschland unterschiedliche Einstellungen zu sprachlicher Richtigkeit und Falschheit gibt. Die folgenden drei historischen Tatsachen sind hierbei von Interesse: Erstens hat die Nationenbildung in Frankreich sehr viel früher als in Deutschland begonnen und damit auch die Frage nach EINER nationalen Sprache: Der Slogan „Une nation – une langue“ („Eine Nation – eine Sprache“) wurde während und mit der Französischen Revolution geprägt. Zweitens wurde die allgemeine Schulpflicht und damit das wichtigste staatliche Instrument zur Verbreitung und Implementierung der offiziellen Sprache in Frankreich 1882 und damit knapp 40 Jahre früher als in Deutschland (1919) eingeführt. Frankreich hat drittens seit 1635 eine staatliche Institution, die sich um sprachliche Normierung von offizieller Seite her kümmert: die „Académie Française“. In Deutschland hat sich nie eine entsprechende Struktur herausgebildet.

Insbesondere geht es uns um die Spracheinstellungen und die Normorientierungen von Lehrkräften, die von Berufs wegen dazu aufgerufen sind, die schriftlichen und mündlichen Äußerungen von Schülerinnen und Schülern zu bewerten, und somit sozusagen eine „Lizenz zum Korrigieren“ haben.

Im Einzelnen gehen wir in unserem deutsch-französischen Projekt folgenden Forschungsfragen nach: Ist die Normorientierung in Bezug auf die grammatische „Korrektheit“ von mündlichen Äußerungen bei Lehrkräften stärker oder schwächer ausgeprägt als bei Nicht-Lehrkräften? Orientieren die Sprecherinnen und Sprecher sich an den Normen der geschriebenen Standardsprache bzw. an dem, was sie dafür halten? Zeigen sich hier Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich? Gibt es innerhalb der beiden Länder auch regionale Besonderheiten?

Um diese Fragen zu klären, haben wir eine Online-Umfrage in Deutschland und Frankreich durchgeführt. Der deutsche Fragebogen wurde von insgesamt 344 TeilnehmerInnen ausgefüllt, davon waren 70 Lehrkräfte. Den französischen haben 121 TeilnehmerInnen, davon 96 Lehrkräfte, beantwortet.

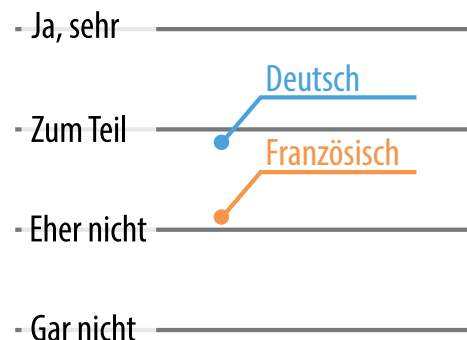
Die KandidatInnen hörten im ersten Teil der Umfrage eine Reihe von Beispieläußerungen (jeweils auf Französisch oder Deutsch gesprochen), die sie in Hinblick auf folgende Fragen beurteilen sollten:

„Kommt es Ihrer Meinung nach vor, dass eine Lehrperson im schulischen Unterricht mittlerer bis höherer Klassenstufen Folgendes sagt?“ Und: „Falls es vorkäme, fänden Sie es in diesem Rahmen sprachlich angemessen?“

Die Hörbeispiele enthielten syntaktische (also auf den Satzbau bezogene) Besonderheiten, die durchaus typisch für gesprochene Sprache sind, im geschriebenen Standard jedoch tendenziell als korrekturbedürftig angesehen würden. Zum Beispiel: „Schön, hast du super ergänzt!“, „Macht eine Ausbildung, weil das bringt euch weiter“, „Da haben wir doch eben schon einiges zu gesagt.“ Im zweiten Teil des Fragebogens schließlich stellten wir allgemeinere Fragen zu den Spracheinstellungen der TeilnehmerInnen, beispielsweise: „Sind Sie der Meinung, dass die Sprache verfällt?“

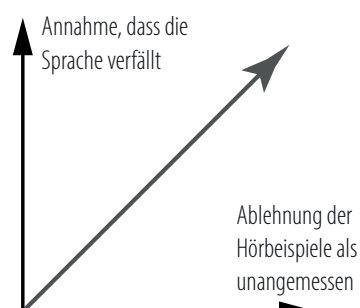
Erste Auswertungen zeigen, dass die französischen TeilnehmerInnen in Bezug auf einen möglichen Verfall ihrer Sprache weitaus weniger besorgt sind als die deutschen:

Sprachverfall / langue sur le déclin?



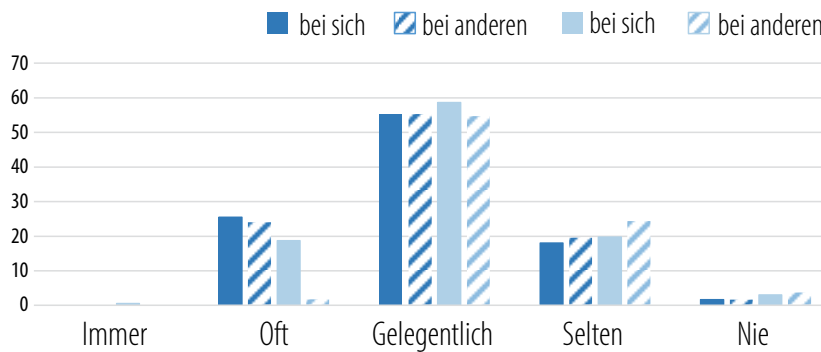
Korreliert man die Einstellung der TeilnehmerInnen zur Frage, ob die Sprache verfallt, und ihre Einstellung zu den einzelnen Hörbeispielen, zeigt sich ganz deutlich, dass eine „strengere“ Haltung gegenüber den Hörbeispielen mit einer gesteigerten Sorge in punkto Sprachverfall einhergeht. Dies gilt sowohl für Frankreich als auch für Deutschland.

Korrelation von Einstellungen (Deutsch und Französisch)

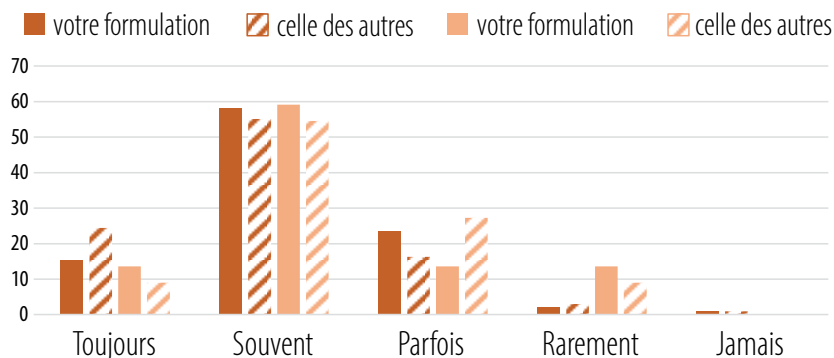


Die französischen TeilnehmerInnen achten deutlich stärker als die deutschen sowohl auf ihre eigene Ausdrucksweise als auch die ihrer GesprächspartnerInnen (und sie schlagen im Übrigen auch häufiger in Wörterbüchern und Grammatiken nach). Hier zuerst die deutsche, dann die französische Auswertung; die dunkleren Säulen betreffen jeweils die Lehrkräfte, die helleren die anderen TeilnehmerInnen.

Achten Sie auf die Ausdrucksweise?



Prêtez-vous une grande attention à ...



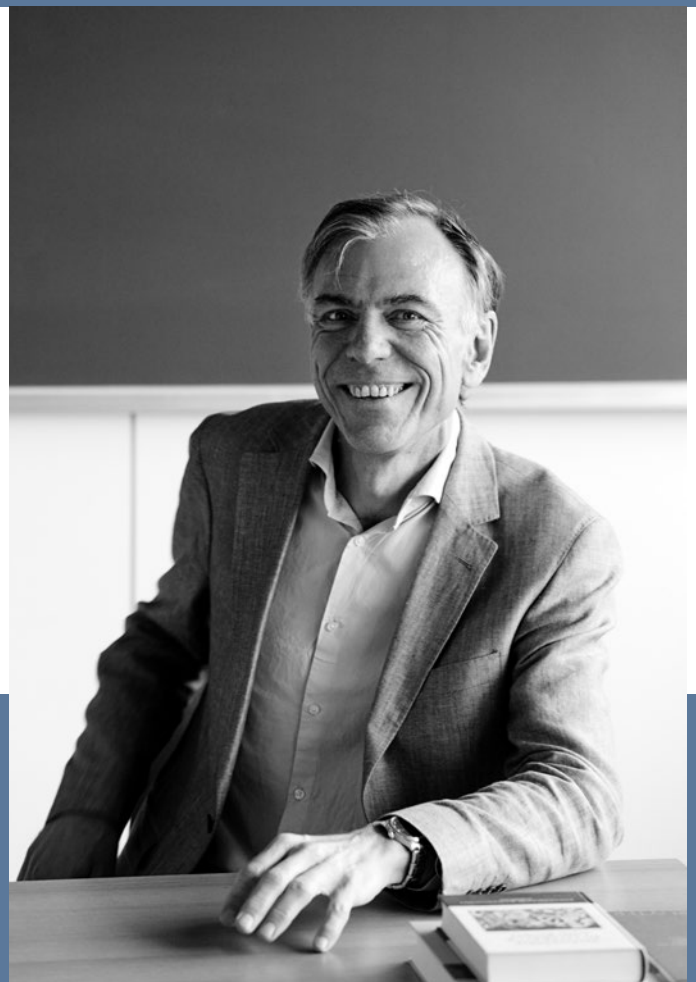
Bei der Beurteilung der einzelnen Hörbeispiele lassen sich in Deutschland einige regionale Unterschiede erkennen: Die ProbandInnen im Süden sind „liberaler“ als die ProbandInnen im Norden. In Frankreich spielte der Wohnort bei den Angemessenheitsurteilen keine Rolle. Neben der statistischen Auswertung unserer bereits gewonnenen Daten widmen wir uns zurzeit insbesondere der systematischen Untersuchung der freien Kommentare zu den einzelnen Fragen. Erfreulicherweise wurde die Kommentarfunktion sowohl in Deutschland als auch in Frankreich ausgiebig genutzt. In Arbeit sind zudem weitere Datenerhebungen, um bestimmten Phänomenen nuancierter auf den Grund zu gehen: ergänzende Online-Befragungen, Interviews mit Lehrkräften sowie die gesprächsanalytische Auswertung von Interaktionen im Unterricht.

Ausgewählte Literatur:

Sabine Diao-Klaeger u. Britta Thörle (Hg.), *Linguistique interactionnelle contrastive*, Tübingen 2015.

Jan Georg Schneider u. Susanne Günthner, Wolfgang Imo, Dorothee Meer (Hg.), *Kommunikation und Öffentlichkeit. Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm* (Reihe Germanistische Linguistik 296), Berlin u.a. 2012.

Kulturelle Orientierung durch literarische Kanonbildung



Individuen und Gruppen definieren sich auch und gerade über literarische Vorlieben und Lektüreverhalten. Aber wer (oder was) sagt uns, was wir lesen sollen oder wollen und warum? Können heute überhaupt noch verbindliche Lektüreempfehlungen ausgesprochen werden und wenn, dann aufgrund welcher Kriterien und in welchem Rahmen? Die Germanisten und Literaturwissenschaftler *Stefan Neuhaus* und *Uta Schaffers* vom Campus Koblenz verfolgen aktuelle Prozesse literarischer Wertung und Kanonbildung in Bildungsinstitutionen vor dem Hintergrund der komplexen Diskursgeschichte.

„Wo nehme ich nur all die Zeit her, so viel nicht zu lesen?“ – Peter von Matt schrieb mit Blick auf den hier angeführten Aphorismus von Karl Kraus (aus *Sprüche und Widersprüche*; VI. Schreiben und Lesen. 1909): „Ich muß zur Kenntnis nehmen, wozu ich nein sage. [...] Das freie, eigene Denken verlangt den offenen Blick in den Mahlstrom des Mainstreams, in die Produktion der Saisonüberzeugungen und die weltweiten Rituale des Nachbetens. Die Stille, die zum eigenen Denken gehört, gewinnt nur, wem der murmelnde Globus in den Ohren dröhnt.“ (Peter von Matt: *Das Wilde und die Ordnung. Zur deutschen Literatur*. München 2007, 262) Was also sollen wir (nicht) lesen? Was müssen wir gelesen haben, was brauchen wir nicht zu lesen?

Diese Fragen beantworten wir meist intuitiv, vor dem Hintergrund unseres Bildungsweges und unserer persönlichen Leseerfahrungen sowie der damit verbundenen Gratifikationen. Wer sich jedoch professionell mit Literatur beschäftigt, muss sich die Frage gefallen lassen, welche Texte er oder sie aus welchen Gründen für welche Zwecke auswählt und welche Kriterien literarischer Wertung warum zugrunde gelegt wurden. Orientierende Funktion gewinnt der Diskurs über den „Wert der Literatur“ nur dann, wenn er, vor dem Hintergrund gesellschaftlicher und literarischer Entwicklungen, durch die beteiligten Akteure einer fortdauernden kritischen Prüfung unterzogen wird.

Literarische Wertung und Kanonbildung sind komplexe Prozesse und die Geschichte des damit verbundenen Diskurses spiegelt diese Komplexität wider. Der frühere, unangefochtene Status literarischer Kanones, ihre Funktion (mythologischer) Selbstbegründung und ihr hoher Grad an Normativität und Verbindlichkeit haben für die heutigen pluralen, multikulturellen und auf audiovisuelle Medien hin orientierten Gesellschaften keine unhinterfragte Gültigkeit mehr. Vorgaben für das Lektüerverhalten müssen argumentativ abgesichert werden, dies gilt besonders für Bildungsinstitutionen, die seit jeher zur Kanonisierung literarischer Werke und ihrer Deutungen beigetragen haben. Auch die sich in der Fachwissenschaft nach 1968 entwickelnde Kritik am (bildungsbürgerlichen) Kanon, die Prozesse der De-Kanonisierung und De-Klassierung des so genannten Kernkanons, betrafen und betreffen nicht zuletzt die Bildungsinstitutionen.

Somit stehen in unserem Projekt vor allem aktuelle Kanonkonzeptionen, Kanonisierungsprozesse und -praktiken sowie Wertungshandlungen in Schule und Universität im Mittelpunkt des Forschungsinteresses: Der „Entzug“ der normativen Bindung und das Infragestellen der Institution Kanon hat zu neuen Orientierungs- und Suchbewegungen sowohl im institutionellen Kontext als auch bei den einzelnen Leser/innen geführt. Die neuen medialen Möglichkeiten der Teilhabe an und der Gestaltung von literarischer Kultur werden intensiv genutzt, um eigene Räume der Verständigung, der Orientierung – und durchaus auch: neuer Normen – zu schaffen. Gleichzeitig lässt sich beobachten, dass Entwicklungen wie die Einführung des Zentralabiturs wieder zu Prozessen der Re-Kanonisierung, zur Etablierung neuer (oder alter) Literaturkanones führen. So stellen sich unter anderem Fragen nach der aktuellen Legitimierung einer Auswahl literarischer Werke, nach der (Relevanz einer) „literarisch-ästhetischen Bildung“ und einer Einführung in die literarische Kultur sowie danach, wie literarische Urteils- und Kritikfähigkeit vermittelt werden kann und wird. Dabei werden auch Prozesse der gesellschaftlichen, institutionellen und medialen Durchsetzung sowie Formen von sozialer Inklusion und Exklusion in einer multikulturellen Gesellschaft in den Blick genommen.

In verschiedenen Workshops, Tagungen und Projekten haben wir, im Austausch mit Fachkolleg/innen, Expert/innen, Nachwuchswissenschaftler/innen und einer interessierten Öffentlichkeit, bereits weitergehende Klärungsversuche unternommen und uns bemüht, gemeinsam neues Wissen über die institutionellen und diskursiven Rahmenbedingungen von Prozessen literarischer Wertung und Kanonisierung zu generieren. In der Projektwoche „Was wir lesen sollen. Kanon und literarische Wertung am Beginn des 21. Jahrhunderts“, die mit internationaler Beteiligung vom 10. bis 14. November 2014 an der Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz stattfand, standen Fragen nach den Gründen der Tradierung von Urteilen und der Wertung literarischer Werke in verschiedenen Kulturen, Medien, sozialen und institutionellen Kontexten im Mittelpunkt: Was wird in welchen Gruppen konsensuell als lesenswert erachtet und wie hat es sich entwickelt? Welche Ideologien, Kriterien und Aushandlungs-

prozesse, welche (massen-)medialen Mechanismen liegen diesen Prozessen zugrunde? Begleitend wurden in der Stadt Koblenz drei Lesungen und Diskussionsabende mit Felicitas Hoppe, Markus Gasser und Sigrid Löffler veranstaltet.

Im Kontext der Ringvorlesung „Was wir lesen sollen. Lektüreempfehlungen für das 21. Jahrhundert“ im Sommersemester 2015 diskutierten Studierende mit geladenen Gästen aus unterschiedlichen Universitäten des In- und Auslandes über deren Lektüreempfehlungen. Der Workshop „Was wir im Unterricht lesen (lassen) sollen“ am 7. Mai 2015 legte dann den Schwerpunkt auf die Bildungsinstitutionen, insbesondere auf die Schule. Mit vier auswärtigen Experten, mit Studierenden und Angehörigen der Universität Koblenz-Landau wurden folgende literaturdidaktischen Fragen diskutiert: Was soll, kann, darf oder müsste im Unterricht gelesen werden? Nach welchen Kriterien ist eine Auswahl von Texten für den Literaturunterricht möglich? Welche Rolle spielen das konkrete literarische Werk und allgemein das Konzept „literarische Bildung“ in Zeiten von Kompetenzorientierung und Zentralabitur noch? Wie kann (welche?) Wertungskompetenz den Schüler/innen vermittelt werden?

Die Tagung „Sehnsucht nach Orientierung: Der Kanon der Populärkultur am Beginn des 21. Jahrhunderts“ am 16. und 17. Juli 2015 nahm dann das Exkludierte oder zu Exkludierende in den Blick: Werke, mediale Präsentationsformen, Inhalte, die dem Populärkulturellen zugeschlagen werden, die aber ganz eigenen Wertungs- und Kanonisierungsprozessen mit einer nicht minder verbindlichen Orientierungsfunktion unterliegen. Die Ergebnisse all dieser Veranstaltungen sind 2016 in einem Sammelband bei Königshausen & Neumann veröffentlicht worden.

Unsere Perspektive werden wir im Jahr 2016 noch einmal erweitern. Der Blick richtet sich nun auf eine kulturelle Praxis, die im Verlaufe ihrer Geschichte Standardisierungen und Normierungen nicht zuletzt durch literarische Darstellungen erfahren hat – das Reisen. Im Rahmen einer Tagung vom 9. bis 11. November 2016 sollen verschiedene Formen der Kanonisierung des Reisens untersucht werden: Reisende finden Orientierung, aber auch Vorbildung und Normierung ihrer



Wahrnehmungen durch und in Reisebeschreibungen, Reiseberichten oder Reiseführern, die selbst einem spezifischen Kanon angehören. Reisende grenzen sich aber auch ab und emanzipieren sich von solcher Standardisierung ihrer Erfahrung anderer Länder und Kulturen – auch diese „Gegen-Bewegung“ soll auf unserer Tagung entsprechend Beachtung finden. Ein weiterer Sammelband soll die Ergebnisse dieser Tagung zusammenfassen und wird ebenfalls bei Königshausen & Neumann (Ende 2017/ Anfang 2018) erscheinen.

Ausgewählte Literatur:

Stefan Neuhaus u. Uta Schaffers (Hg.), *Was wir lesen sollen. Kanon und literarische Wertung am Beginn des 21. Jahrhunderts* (Reihe Film-Medium-Diskurs, Bd. 74), Würzburg 2016.

Gabriele Rippl u. Simone Winko (Hg.), *Handbuch Kanon und Wertung. Theorien, Instanzen, Geschichte*. Stuttgart u. Weimar 2013.



Uta Schaffers, Professorin für Germanistik, Ko-Leiterin des Projekts „Der Wert der Literatur. Kulturelle Orientierung durch literarische Kanonbildung“

Stefan Neuhaus, Professor für Neuere deutsche Literatur und Ko-Leiter des Projekts „Der Wert der Literatur. Kulturelle Orientierung durch literarische Kanonbildung“

Kooperationen

Die Zusammenarbeit mit (außer-)wissenschaftlichen Partnern und Einrichtungen spielt in der heutigen Universitätslandschaft eine wesentliche Rolle. Auch für den Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ sind Kooperationen von großer Bedeutung: Sie dienen als Anregung und Korrektiv der eigenen Forschungsarbeit, zur Vertiefung des wissenschaftlichen Austauschs und schaffen zugleich die Voraussetzung für eine bessere Sichtbarkeit der akademischen Forschung.

Im Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ sind drei formalisierte Kooperations-ebenen vorgesehen:

- a) vertraglich geregelte Fellowships, die eine kontinuierliche Zusammenarbeit mit thematisch einschlägigen Wissenschaftler/innen erlauben,
- b) Kooperationen mit Forschungsverbänden anderer Universitäten oder wissenschaftlicher Einrichtungen, die analoge Fragestellungen bearbeiten,
- c) die Zusammenarbeit mit bildungspolitischen Einrichtungen, um Ideen und Ergebnisse des Forschungsschwerpunkts einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln.

„Kulturelle Tatsachen sind Werke – Zeugnisse menschlicher Selbst- und Weltverhältnisse, die gegenständlich Gestalt gefunden haben.“
Ralf Konersmann

Der Forschungsschwerpunkt hat den Direktor des Philosophischen Seminars der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Prof. Dr. Ralf Konersmann, als Fellow gewinnen können. Der renommierte Kulturphilosoph beschäftigt sich seit langem mit der Frage, wie kulturelle Tatsachen unser Leben bestimmen und gestalten. Seine Überlegungen zur Kultur- und Wissenschaftsanthropologie machen ihn zu einem eminent

wichtigen Gesprächspartner des Forschungsschwerpunkts. Im Winter 2015 hat Ralf Konersmann in Koblenz und Landau Vorträge zu kulturphilosophischen Fragen gehalten und den Workshop „Die Genese der Kultur und ihrer Wissenschaften“ durchgeführt.

Das „Zentralinstitut Anthropologie der Religion(en)“ der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg geht auf eine Initiative von zwanzig Lehrstuhlinhaber/innen unterschiedlicher Fakultäten zurück. Aus ihrer jeweiligen fachspezifischen Perspektive untersuchen die Wissenschaftler/innen Voraussetzungen und Bedingungen des Menschen und seiner Kultur. In nur wenigen Jahren hat das Institut internationales Renommee gewonnen. Seine Arbeit kon-





zentriert sich auf die Themen „Körper und Verkörperungen“, „Raum und Praktiken“ sowie „Normen, Normativität und Normenwandel“, die zahlreiche Schnittstellen zum Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ der Universität Koblenz-Landau aufweisen. In dem Kooperationsvertrag zwischen beiden Einrichtungen sind unter anderem der Austausch projektspezifischer Informationen sowie die gegenseitige Einladung von Mitgliedern und Nachwuchswissenschaftler/innen zu Workshops und Gastvorträgen vorgesehen.

Die Katholische Akademie Rabanus Maurus im Haus am Dom gilt seit langem als prominentes Forum interdisziplinärer und interreligiöser Debatten. Die Zusammenarbeit zwi-

schen dem Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ und der Akademie konzentriert sich auf die Frage nach den normativen Dimensionen von Kultur.

In enger Kooperation mit dem Studienleiter des Referats für Theologie und Philosophie, Prof. Dr. Günter Kruck, hat der Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ im März 2016 eine erste Tagung durchgeführt. Unter dem Titel „Die Verbindlichkeit kultureller Praktiken“ wurden die verschiedenen Forschungsprojekte der Mitglieder im Rahmen einer öffentlichen Veranstaltung im Haus am Dom vorgestellt und mit Wissenschaftler/innen aus dem In- und Ausland diskutiert.

Internationale Tagungen

CLUSTER I: KULTUR UND LEBENSFORM

Kultureller Ausdruck und menschliche Natur. Ernst Cassirer und Helmuth Plessner im Gespräch, 15.–18. Oktober 2014, Villa Vigoni, Menaggio, Italien

Helmut Plessner und Ernst Cassirer sind für die Geistes- und Sozialwissenschaften des 20. Jahrhunderts bedeutende Impulsgeber gewesen. Ihre Konzepte, Ideen und Theorien werden bis heute diskutiert, doch ist es zwischen beiden niemals zu einem unmittelbaren Gespräch gekommen. Angesichts pluralistischer, kulturalistischer oder anderer reduktionistischer Menschenbilder in bioethischen und gesellschaftlichen Debatten einerseits und gegenwärtiger Grundlegungsfragen in den Kulturwissenschaften andererseits schien es wichtig, diesen Dialog nachzuholen. Im Rahmen der „Villa Vigoni Gespräche“ in den Geistes- und Sozialwissenschaften wurde 2014 gemeinsam mit dem italienischen Philosophen Marco Russo (Universität Salerno) eine Konferenz durchgeführt, die das potentielle Gespräch beider Denker über zentrale Themen ihres Werkes zum Ausgangspunkt nahm.

Lebenswelt und Lebensform, 9.–12. September 2015, Campus Landau (Deutsche Gesellschaft für Phänomenologische Forschung)

Die zweijährlich stattfindende Tagung der Deutschen Gesellschaft für phänomenologische Forschung e.V., die zur Zeit ihren Sitz an der Universität Koblenz-Landau hat, wurde 2015 unter Mitwirkung des Forschungsschwerpunkts „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ in Landau durchgeführt. Diskutiert wurden im interdisziplinären Rahmen aktuelle Fragen zum Thema „Lebenswelt und Lebensform“. Im Zentrum stand die Frage, wie in modernen Gesellschaften, die durch plurale Lebensformen und Integration unterschiedlicher Kulturen gekennzeichnet sind, Orientierungen für die Lebensführung begründet und vermittelt werden. Die Tagung führte rund 150 WissenschaftlerInnen aus dem In- und Ausland nach Landau. Die Tagungssprache war deutsch, da bei allen WissenschaftlerInnen, die intensiv mit Phänomenologie beschäftigen, die Beherrschung der deutschen Sprache vorausgesetzt werden kann.

CLUSTER II: VERKÖRPERUNG UND KULTUR

Dem Körper eingeschrieben. Verkörperung und Ritual, 4.–6. Dezember 2013, Campus Koblenz

Kultureller Sinn kann weder als rein geistige Bedeutung noch als beobachtbares Verhalten allein beschrieben werden. Er wird verkörpert und ist häufig an rituelle Praktiken gebunden. In pluralistischen Gesellschaften treffen unterschiedliche Kulturen aufeinander, es kommt gerade im Hinblick auf spezifische Körperrituale zu emotionsgeladenen Diskussionen, wie etwa im Fall der religiös motivierten Beschneidung. Als Begründung scheint nur zu zählen, was unabhängig von spezifischen Verkörperungen und Traditionen von allen anerkannt werden kann. Vor dem Hintergrund dieses normativen Egalitarismus, wie er beispielhaft in den Menschenrechten formuliert ist, hat die internationale Tagung versucht, in historischen und gegenwartsbezogenen Fallanalysen sowie in phänomenologischen und anthropologischen Reflexionen die Vielfalt identitätsstiftender Körperpraktiken zwischen Individuierung, Gruppenidentität und Universalismus auszuloten.

Pragmatism and Embodied Cognitive Science, 26.–28. Mai 2015, Campus Koblenz

Die englischsprachige Tagung hatte sich zum Ziel gesetzt, die Bedeutung des Pragmatismus in seinen unterschiedlichen Varianten für die kognitionswissenschaftliche Forschung herauszuarbeiten. Intendiert war eine Bestandsaufnahme aktueller pragmatistischer Positionen mit Blick auf jene Kognitionswissenschaften, die sich in den letzten Jahrzehnten erfolgreich als integrativer Verbund verschiedener Disziplinen wie Neurowissenschaft, Philosophie, Evolutionspsychologie und Informatik etabliert haben. Zugleich stand das Verhältnis pragmatistischer Ansätze zu vergleichbaren Konzeptionen in Phänomenologie und Hermeneutik zur Diskussion. Pragmatisch-kognitive Untersuchungen, aus denen Aufschlüsse über ästhetische Erfahrungen zu gewinnen seien, wurden als wichtige Erweiterung der Erkenntnismöglichkeiten gewertet. Die Tagung fand unter Beteiligung zahlreicher ExpertInnen aus den USA, Brasilien, Ägypten, Finnland, Italien und der Schweiz statt.

Geschlecht und soziale Normen im alten Israel, antiken Judentum und antiken Christentum – Texte und materiale Kultur im östlichen Mittelmeerraum, 18.–20. Februar 2016, Campus Koblenz

Die textliche Überlieferung aus den antiken Kulturen des östlichen Mittelmeers ist relativ begrenzt. Generell ist diese Überlieferung eng mit den damaligen Herrschaftsstrukturen verbunden und gibt über bestimmte soziale und ethnische Teilgruppen sowie auch zu Fragen des Geschlechts nur ausschnittsweise Kenntnis. Archäologische Funde erlauben hingegen Einblicke in die alltäglichen Lebensumstände. Bei der vom Forschungsschwerpunkt ausgerichteten interdisziplinären Tagung kamen KollegInnen der Klassischen Archäologie, Palästina-Archäologie, Bibelwissenschaften und Religionsgeschichte aus den USA, Israel, der Schweiz, den Niederlanden und Deutschland zusammen, um anhand von Leitthemen wie „Soziale Haut/Kleidung“, „Rituale“, „Raumsphären“ und „sozialer Status“ neue Aspekte der Genderkonstruktion in der Antike zu diskutieren.

CLUSTER III: KULTURELLE ÖFFENTLICHKEIT UND DIE VERBINDLICHKEIT DER SPRACHE

Was wir lesen sollen. Kanon und literarische Wertung am Beginn des 21. Jahrhunderts, 10.–14. November 2014, Campus Koblenz

Jeder Lesende vollzieht Wertungshandlungen und ist somit beteiligt an Prozessen der Kanonisierung und De-Kanonisierung. Die Auswahl und Bewertung von Texten durch die mit Literatur befassten Institutionen spielen eine wesentliche Rolle für die Beschäftigung mit Literatur in der Gesellschaft. Aufgrund der Entwicklung der audiovisuellen und zuletzt der digitalen Medien hat sich die Frage nach dem, was bleibt und was man (ge)lesen (haben) sollte, noch einmal neu gestellt. Wird der emphatische Literaturbegriff, der sich um 1800 etwa mit Schillers Konzept einer „ästhetischen Erziehung“ verband und bis in heutige Debatten reicht, durch die aktuellen literarischen und medialen Entwicklungen verabschiedet? Die interdisziplinäre Tagung zu Fragen der Kanonbildung und literarischen Wertung hat WissenschaftlerInnen aus Österreich, Dänemark, Belgien und Deutschland zusammengeführt.

Normorientierung in der Schule: Sprache, Literatur, Unterrichtsrealität, 26. Juni 2015, Campus Landau

Die Orientierung an der Standardsprache und an sprachlichen Normen spielt in der Schule eine bedeutende Rolle. Die Tagung hat sich einerseits mit dem Normproblem im Hinblick auf den Fremdsprachenunterricht auseinandergesetzt und in diesem Zusammenhang das Thema „Sprachnorm, Variation und Handlungsspielraum“ eingehend diskutiert. Darüber hinaus standen mit dem vielfach umstrittenen Konstrukt der „Bildungssprache“ weitere Aspekte der Normorientierung in der Schule zur Debatte. Besondere Aufmerksamkeit haben Uta Schaffers und Stefan Neuhaus aus der Koblenzer Literaturwissenschaft dem Spannungsverhältnis zwischen literarischem Kanon und Wertungskompetenz in Schule und Universität gewidmet. Die Konferenz hat den unmittelbaren thematischen Zusammenhang zwischen den linguistischen und literaturwissenschaftlichen Perspektiven des Clusters III im Forschungsschwerpunkt deutlich gemacht.

Mündlicher Sprachgebrauch: Zwischen Normorientierung und pragmatischen Spielräumen, 9.–11. Juni 2016, Campus Landau

Die Linguistik beschreibt Sprachsystem und Sprachgebrauch anhand wissenschaftlicher Methoden. In der Öffentlichkeit besteht jedoch ein sprachlicher Orientierungsbedarf, der von einer deskriptiven Linguistik nicht abgedeckt wird. Verstärkt gehen SprachwissenschaftlerInnen davon aus, dass Sprache von ihren NutzerInnen bewertet wird und sich situative Angemessenheitskriterien rekonstruieren lassen. SprecherInnen reflektieren, dass in bestimmten Domänen unterschiedliche Normen existieren, die man beherrschen muss, um sozial erfolgreich zu sein. SprachlehrerInnen haben die Aufgabe, den souveränen Umgang mit solchen Normen zu fördern. Im Mittelpunkt der Tagung, die im Rahmen des DFG-Projekts „Gesprochener Standard“ veranstaltet wurde, stand der mündliche Sprachgebrauch, der nicht als „richtig“ oder „falsch“ bewertet, sondern im Spannungsfeld von Normativität und pragmatischen Spielräumen analysiert wird.







Wissenschaftlicher Nachwuchs

Wesentliche Voraussetzung für die künftige Forschung ist die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Zahlreiche Förderprogramme sind an den Bedürfnissen von Nachwuchswissenschaftler/innen ausgerichtet und unterstützen diese insbesondere in der Promotionsphase. Doch auch außerhalb spezifischer Förderformate sollten junge Wissenschaftler/innen an aktuellen Forschungsvorhaben und Diskussionsveranstaltungen beteiligt sein.

Der kontinuierliche Austausch mit dem wissenschaftlichen Nachwuchs ist ein wichtiges Anliegen des Forschungsschwerpunkts „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“.

Regelmäßig veranstalten die Mitglieder des Forschungsschwerpunkts Kolloquien, Workshops, Tagungen, an denen wissenschaftliche Nachwuchskräfte partizipieren. Die Nachwuchswissenschaftler/innen erhalten die Gelegenheit, eigene Forschungsvorhaben vorzustellen und mit (Gast-) Vortragenden und Teilnehmer/innen zu diskutieren. Die Auseinandersetzung mit anderen Forschungsansätzen und -perspektiven stärkt das methodische Bewusstsein und sensibilisiert für Schnittstellen zwischen unterschiedlichen Themen.

Zudem vermitteln die kritischen Fragen junger Forscher/innen auch den arrivierten Wissenschaftler/innen wichtige Impulse. Die kooperative Betreuung von Doktorand/innen und die Durchführung gemeinsamer interdisziplinärer Doktorandenkolloquien sind fester Bestandteil der Arbeit des Forschungsschwerpunkts. Die Mitglieder des Forschungsschwerpunkts sind vielfach an nationalen und internationalen Promotionsprogrammen beteiligt. Das fördert die Vernetzung des wissenschaftlichen Nachwuchses mit etablierten Fachvertreter/innen sowie auch untereinander.

Auch die Winter- respektive Autumn-Schools, die sich speziell an Wissenschaftler/innen in der Qualifikationsphase wenden, sind interdisziplinär ausgerichtet und werden von mehreren Mitgliedern des Forschungsschwerpunkts gemeinsam durchgeführt. Bereits drei Mal waren Nachwuchswissenschaftler/innen aus dem In- und Ausland eingeladen, sich im Rahmen einer mehrtägigen intensiven Arbeitsklausur im Kurhaus Trifels im pfälzischen Annweiler mit Mitgliedern des Forschungsschwerpunkts aus Pädagogik, Philosophie und Soziologie über „Praktiken kultureller Orientierung“ (Februar 2015), „Praktiken kultureller Verbindlichkeit“ (November 2015) und „Evidente Verbindlichkeit zwischen Geltung und Reflexion“ (Oktober 2016) auszutauschen. Die jungen Wissenschaftler/innen sind dabei mit grundlegenden Fragen nach Verbindlichkeiten, Abweichungen und Normbrüchen konfrontiert worden, die unabhängig von dem jeweiligen Erkenntnisinteresse entscheidende Bedeutung für das wissenschaftliche Selbstverständnis und somit für die Arbeit einer kommenden Wissenschaftsgeneration haben.

Woran arbeitet der wissenschaftliche Nachwuchs?

Eine kleine Auswahl von Qualifikationsarbeiten, die Mitglieder des Forschungsschwerpunkts betreuen:

Abgeschlossene Promotionen:

- Metafiktionalität als Selbst-Dekonstruktion (Ilona Mader, Literaturwissenschaft)
- Über die Freiheit, Subjekt und ‚Umwelt‘ dichotom zu denken und die Notwendigkeit einer integrativen Denkweise (Katharina Block, Philosophie)
- Verantwortung und Bewusstsein bei Charles Taylor. Chancen und Grenzen für das Neuro-Enhancement (Stephanie Kiewitt, Philosophie)
- Handlungen vom Handeln her denken: Eine Analyse des Handlungsvollzugs (Anna Magdalena Schaupp, Philosophie)

Aktuelle Promotionsvorhaben (Auswahl):

- Transformation of Everyday Life through Community Development – The Impact of Socialized Housing in the Philippines (Melanie Hackenfort, Ethnologie)
- Die Figur der Eva in Religionsbüchern des 19. bis 21. Jahrhunderts (Ruth Rehfish, Evangelische Theologie)
- Verschriftlichte Wahrnehmung deutscher Koreareisender vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart (Jihee Hong, Literaturwissenschaft)
- Sprachmedialität und Interaktion (Nadine Hahn, Sprachwissenschaft)
- Gewisse Selbstverständlichkeiten (Christian Hauck, Philosophie)
- Normativität der Demenz? Ein Krankheitsdiskurs in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (Nicolai Glasenapp, Literaturwissenschaft)
- Description Syntaxique du ninkaré (parler au Burkina Faso). Étude du contact du ninkaré avec la langue française, (Rosalie Zongo, Sprachwissenschaft)

Kooperativ von Mitgliedern des Forschungsschwerpunkts betreute Promotionsarbeiten:

- Aufnahme von Schöpfungsmythen in deutschsprachiger Gegenwartsliteratur (Lilli Ohliger, Evangelische Theologie und Literaturwissenschaft)
- Forschung und Gesellschaft. Der klassische Pragmatismus in der aktuellen Wissenschaftstheorie (Tina Massing, Philosophie)



Publikationen (in Auswahl)



CLUSTER I: KULTUR UND LEBENSFORM

Christian Bermes und Annika Hand (Hg.) Phänomenologische Forschungen 2015: Lebenswelt und Lebensform

Mit den Begriffen „Lebenswelt“ und „Lebensform“ verbinden sich in den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts programmatische Neuanfänge der Philosophie. Auf der einen Seite ist es Husserl, der mit seinen Analysen zur Lebenswelt nicht nur einen neuen Einstieg in die Phänomenologie, sondern in die Philosophie insgesamt sucht; auf der anderen Seite steht Wittgenstein, der mit Blick auf das Konzept der Lebensform(en) die Grundlagen der Selbst- und Weltorientierung in und mit der Sprache neu justiert. Der Band versammelt eine Auswahl von Beiträgen, die im Rahmen der Tagung Lebenswelt und Lebensform im September 2015 vorgestellt wurden und unterschiedlichste Facetten des Themas aufgriffen, variierten und diskutierten: Dazu zählt die Auseinandersetzung mit den Ansätzen und Entwicklungen in den aktuellen Wissenschaften – nicht zuletzt mit Blick auf die Lebenswissenschaften; die Freilegung des Potentials der Lebensweltanalysen für die ethische Theoriebildung; die Diskussion der Chancen, die sich im Ausgang vom Konzept der Lebensform für die Frage nach der Identität und der Lebensgestaltung ergeben sowie die Bedeutung der Konzepte für die adäquate Fassung von Sprache und Kultur.

Phänomenologische Forschungen 2015: Lebenswelt und Lebensform, hrsg. von Christian Bermes und Annika Hand, Felix Meiner, Hamburg 2016, 334 Seiten.

Annika Hand, Christian Bermes und Ulrich Dierse (Hg.) Schlüsselbegriffe der Philosophie des 19. Jahrhunderts

Kultur lebt von ihrer Geschichte, die in langen, zum Teil versteckten Begriffstraditionen archiviert wird. So gründen auch die zeitgenössischen Begriffe, mit denen wir uns und unsere Kultur verstehen, auf einer Geschichte, die bis weit in das 19. Jahrhundert zurückreicht. Das „lange“ 19. Jahrhundert ist wie kein anderes zuvor durch eine Abfolge von Revolutionen und Restaurationen, Kriegs- und Friedenszeiten geprägt. Eine dominante geistes- oder philosophiegeschichtliche Strömung hat es nicht hervorgebracht. Aus dem „revolutionären Bruch im Denken“, den Karl Löwith zufolge vor allem Marx und Kierkegaard repräsentieren, entstehen Darwinismus, Positivismus, Neukantianismus, Materialismus, Pragmatismus und viele andere Ismen mehr. Charakteristisch für die Epoche sind spezifische Begriffe aus Wissenschaft und Politik, die – wie „Energie“, „Entwicklung“, „Bewusstsein“ und „Unbewusstes“, aber auch „Rasse“ und

„Nation“ – die öffentlichen Debatten bestimmen. Der Band stellt eine Reihe dieser Schlüsselbegriffe vor und zeichnet ihre vielfältige, nicht selten widersprüchliche Verwendung in der zeitgenössischen Diskussion nach.

Schlüsselbegriffe der Philosophie des 19. Jahrhunderts, hrsg. von Annika Hand, Christian Bermes und Ulrich Dierse, Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderhefte, Felix Meiner, Hamburg 2015, 529 Seiten.

Jürgen Goldstein Georg Forster. Zwischen Freiheit und Naturgewalt

Georg Forster (1754–1794) war eine der faszinierendsten Gestalten seiner Zeit: glänzender Schriftsteller, Naturforscher, Entdecker, Zeichner, Übersetzer und entschiedener Revolutionär. Auf seiner Weltumsegelung mit James Cook berührte er Eisberge mit den eigenen Händen, lief den Strand von Tahiti entlang, besuchte fremde Völker, lebte unter „Menschenfressern“ und überquerte Ozeane und den Äquator. Und er stand im Zentrum des politischen Geschehens, als er – inspiriert von der Französischen Revolution – 1793 die „Mainzer Republik“ ausrief, die erste Republik auf deutschem Boden. In dem Buch geht es um ein Nachzeichnen dieses anschauungsgesättigten Lebens, in dem sich „Freiheit“ und „Naturgewalt“ berührten. Niemand ist auf vergleichbare Weise das erfahrungsgetriebene Experiment eingegangen, die Natur mit dem Politischen kurzzuschließen. Die Funken, die Forster aus seinen Leitvorstellungen schlug, erhellten für einen Weltaugenblick die Aussicht, es könne so etwas wie natürliche Revolutionen geben. Somit gehört Georg Forster in das zu zeichnende Profil einer politischen Moderne.

Das Buch „Georg Forster. Zwischen Freiheit und Naturgewalt“ von Jürgen Goldstein ist mit dem Gleim-Literaturpreis 2015 ausgezeichnet worden. Es hat den Preis der Leipziger Buchmesse 2016 in der Kategorie Sachbuch/Essayistik erhalten.

Jürgen Goldstein, Georg Forster. Zwischen Freiheit und Naturgewalt, Matthes & Seitz, Berlin 2015, 301 Seiten.

Stephan Moebius und Clemens Albrecht (Hg.) Kultur-Soziologie. Klassische Texte der neueren deutschen Kulturosoziologie

Sind „Kultur“ und „Gesellschaft“ unterschiedliche Perspektiven auf dasselbe Gegenstandsfeld? Oder sollten gesellschaftliche Tatsachen sozialstrukturell, kulturelle Tatsachen hingegen als Symbolsysteme verhandelt werden? Die deutschen Klassiker des Faches ordneten die beiden Begriffe

nicht getrennten Bereichen zu, sie sahen alle Kultur in Strukturen eingelagert und alle Strukturen von Kultur erfüllt. Mit der institutionellen Ausdifferenzierung der Disziplin hat sich seit den 50er Jahren in Deutschland zunehmend eine Soziologie ohne kulturanthropologische Forschung etabliert. Die 1984 erfolgte Institutionalisierung der Sektion Kultursoziologie im Rahmen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie hat eine Rückkehr der Kultur in die Soziologie bewirkt. Der Band versammelt die wichtigsten Texte, die zur Begründung der neueren deutschsprachigen Kultursoziologie als eigenständiger Richtung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg führten.

Kultur-Soziologie. Klassische Texte der neueren deutschen Kultursoziologie, hrsg. von Stephan Moebius und Clemens Albrecht, Springer, Wiesbaden 2014, 453 Seiten.

CLUSTER II: VERKÖRPERUNG UND KULTUR

Matthias Jung, Michaela Bauks und Andreas Ackermann (Hg.) Dem Körper eingeschrieben. Verkörperung zwischen Leiberleben und kulturellem Sinn

Alle kulturellen Praktiken sind verkörpert: Ihnen eingeschrieben ist die Spannung von leiblichem Erleben, physischem Tun und kulturellem Sinn. Insofern sind Leib und Kultur voneinander nicht zu trennen. Beide tragen gleichermaßen zur kulturellen Orientierung wie zur normativen Bindung bei. Denn Normativität existiert nicht freischwebend, sie verkörpert sich in Vorbildern, Narrationen, Ritualen und nicht zuletzt in den körperlichen Einschreibungen selbst.

Die Beiträge in diesem Band stammen aus der Bibelwissenschaft, aus Ethnologie, Pädagogik, Philosophie, Religionsgeschichte und -wissenschaft. Sie wenden sich kulturellen Praktiken zu, in denen der physische Körper – das Leiberleben – eine konstitutive Rolle spielt, als Subjekt und zugleich Objekt kultureller Sinndeutungen. Die integrative Kraft des Begriffs der Verkörperung wird daran deutlich und für die interdisziplinäre Zusammenarbeit fruchtbar gemacht. Der Band geht auf die Ende 2013 zur Inauguration des Forschungsschwerpunkts durchgeführte internationale Tagung „Inscribing the Body. Embodiment and Ritual“ zurück.

Dem Körper eingeschrieben. Verkörperung zwischen Leiberleben und kulturellem Sinn, hrsg. von Matthias Jung, Michaela Bauks und Andreas Ackermann, Springer, Wiesbaden 2016, 284 Seiten.

Hermann Deuser, Hans Joas, Matthias Jung und Magnus Schlette (Hg.)

The Varieties of Transcendence. Pragmatism and the Theory of Religion

Ist das „Sakrale“ unter den Bedingungen einer fortschreitenden Industrialisierung und Urbanisierung der Gesellschaft denkbar? Während man im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts überwiegend davon ausging, dass die Modernisierung der Gesellschaft sukzessive zu ihrer Säkularisierung führen würde, ist die US-amerikanische Ideengeschichte andere Wege gegangen. Der Band skizziert die unterschiedlichen Positionen amerikanischer Pragmatisten zum Thema Religion und fragt nach der Relevanz ihrer Konzepte für die heutige Theoriebildung. Es zeigt sich, dass der gemeinsame Fokus pragmatischer Religionstheorie auf dem Wechselspiel zwischen Kontingenzbewältigung und semiotischer Bedeutung von Transzendenz liegt. Religiöse Individualisierung kann sich dabei als durchaus kompatibel mit Vergemeinschaftung und somit als wichtige Alternative zum Säkularisierungsdiskurs erweisen.

The Varieties of Transcendence. Pragmatism and the Theory of Religion, hrsg. von Hermann Deuser, Hans Joas, Matthias Jung und Magnus Schlette, Fordham University Press, Bronx, New York 2016, 313 Seiten.

Matthias Jung Gewöhnliche Erfahrung

Erfahrungen gelten als unwissenschaftlich und lassen sich nur schwer mit Denk- und Erklärungsmustern der akademischen Welt vereinbaren. Grundlegend für unser Weltverständnis sind gleichwohl gewöhnliche Erfahrungen, in denen kognitive, affektive und willentliche Bestandteile untrennbar miteinander verwoben sind. Ausgehend von dieser Einsicht untersucht der Autor zentrale Fragen einer zunehmend komplexer erscheinenden Welt: Wie verhält sich unser Wissen über die Welt zu den Werten, die unser Leben bestimmen? Welche Rolle sollten WissenschaftlerInnen in einem demokratischen Gemeinwesen spielen? In der Tradition pragmatistischer Denker (wie William James und John Dewey) widmet Matthias Jung den „ins Handeln geflochtenen Erfahrungen“ neue Aufmerksamkeit, untersucht ihre innere Struktur und behandelt ihr Verhältnis zu Wissen, Werten und Weltanschauungen. Denn es ist die „gewöhnliche Erfahrung“, die Menschen Orientierung im Alltag verleiht, und auch die Wissenschaft wäre ohne sie in ihrem Wert und ihrer Aussagekraft erheblich eingeschränkt.

Matthias Jung, Gewöhnliche Erfahrung, Mohr Siebeck, Tübingen 2014, 234 Seiten.

CLUSTER III: KULTURELLE ÖFFENTLICHKEIT UND
DIE VERBINDLICHKEIT DER SPRACHE

Stefan Neuhaus und Uta Schaffers (Hg.)

Was wir lesen sollen. Kanon und literarische Wertung am
Beginn des 21. Jahrhunderts

Was sollen wir lesen? Diese Frage wird meist vor dem Hintergrund der eigenen, aktuellen Leseerfahrung beantwortet: Dieses Buch ist gut und jenes Buch ist schlecht, dieses ist lesenswert und jenes nicht. Wer sich allerdings professionell mit Literatur beschäftigt, muss zunächst klären, was sie oder er unter Literatur versteht und welche Auswahl aus der unüberschaubaren Zahl von Texten aus welchen Gründen für wen getroffen werden soll – für eine bestimmte Gruppe, für ein Zielpublikum. Der Band stellt die Frage, was unter Kanonbildung und Wertung am Beginn des 21. Jahrhunderts verstanden werden kann und nimmt dabei die sich wandelnde Rolle von Bildungsinstitutionen im Kontext von Kanonisierungsprozessen in den Blick. Konkrete Beispiele werden herangezogen und auf ihre Kanonfähigkeit für die aktuelle literarische Kultur geprüft.

Was wir lesen sollen. Kanon und literarische Wertung am Beginn des 21. Jahrhunderts (Reihe Film-Medium-Diskurs, Bd. 74), hrsg. von Stefan Neuhaus und Uta Schaffers, Königshausen & Neumann, Würzburg 2016, 490 Seiten.

Sabine Diao-Klaeger und Britta Thörle (Hg.)

Linguistique interactionnelle contrastive. Grammaire et
interaction dans les langues romanes

Die interaktionale Linguistik geht von der Prämisse aus, dass zwischen sprachlicher Struktur und sozialer Interaktion eine enge Verbindung besteht. Sprachliche Formen sind demzufolge keine Elemente eines starren, festgeschriebenen Systems, sondern resultieren aus sozialen Praktiken. Soziale Praktiken wiederum werden entscheidend von sprachlichen Mitteln geprägt, vor allem natürlich von der verbalen Interaktion, die im Fokus des Bandes steht.

Die AutorInnen dieses Bandes, in dem die Beiträge der gleichnamigen Sektion des Romanistentages 2011 in Berlin versammelt sind, untersuchen Aspekte der Informationsstrukturierung, das Zusammenspiel zwischen syntaktischer Integration und Prosodie, Dislokationen, knappe Formulierungen, Diskursmarker und die Rolle von sogenannten „Weichmachern“ in Übersetzungen. Sie fragen nach den kommunikativen Aufgaben dieser sprachlichen Formen und analysieren sie mit komparatistischem Blick sowohl auf andere romanische Sprachen als auch im Vergleich mit nicht-romanischen Sprachen.

Linguistique interactionnelle contrastive. Grammaire et interaction dans les langues romanes, hrsg. von Sabine Diao-Klaeger und Britta Thörle, Stauffenburg Linguistik, Tübingen 2015, 230 Seiten.

Christa Dürscheid und Jan Georg Schneider (Hg.)
Handbuch Satz, Äußerung, Schema

Das Handbuch konzentriert sich auf die im Titel genannten drei zentralen Konzepte der Sprachwissenschaft. Satz, Äußerung und Schema werden vor dem Hintergrund aktueller Forschungsdiskurse reflektiert. Damit einher geht die grundsätzliche Frage, wie sich überkommene grammatische Beschreibungskategorien, die gemeinhin auf die geschriebene Sprache bezogen sind, zu den Grundeinheiten der gesprochenen und gebärdeten Sprache verhalten. Ist der Satzbegriff für die Analyse gesprochener Sprache überhaupt relevant? Gelten in der gesprochenen und gebärdeten Sprache nicht gänzlich andere Gliederungsprinzipien als im Geschriebenen? Unabhängig von disziplinären Zwängen und begrifflichen Engführungen versuchen die Beiträge in diesem Handbuch, zwischen kompetenz- und performanzbasierten Ansätzen zu vermitteln und neue Erkenntnisse über diese drei unterschiedlichen Modalitäten von Sprache zu präsentieren.

Handbuch Satz, Äußerung, Schema (Handbücher Sprachwissen 4), hrsg. von Christa Dürscheid und Jan Georg Schneider, De Gruyter Mouton, Berlin, Boston 2015, 596 Seiten.

*Hajo Diekmannshenke, Stefan Neuhaus und
Uta Schaffers (Hg.)*

Das Komische in der Kultur

Komik wird in der Kommunikation realisiert und basiert auf kulturellen, insbesondere (im weitesten Sinn verstanden) sprachlichen Codierungen. Diese haben sich historisch entwickelt, sind also nicht gleichbleibend und können sich je nach Gruppe, Kulturregion, Land oder Kontinent erheblich voneinander unterscheiden. Dem vorliegenden Band geht es darum, wie Komik als Betrag zur Kultur innerhalb einer Gesellschaft realisiert wird und welche Rückschlüsse sich aus der Beobachtung eines solchen Prozesses auf diese Kultur und Gesellschaft ziehen lassen. Die Publikation, in der kultur-, sprach-, und literaturwissenschaftliche Ansätze zusammengebracht werden, zeigt die Bandbreite des Komischen in den Kulturen und seine Allgegenwärtigkeit in fast allen gesellschaftlichen Bereichen. Sie wirft damit auch die Frage nach kulturellen Orientierungsmöglichkeiten durch das Komische und seine normativen Kräfte in einer Kultur auf.

Das Komische in der Kultur (Dynamiken der Vermittlung. Koblenzer Studien zur Germanistik, Bd. 1), hrsg. von Hajo Diekmannshenke, Stefan Neuhaus und Uta Schaffers, Tectum, Marburg 2015, 506 Seiten.

Die Verbindlichkeit des Rechts

1952 veröffentlichten die amerikanischen Kulturanthropologen A. L. Kroeber und C. Kluckhohn eine Auflistung von über 160 Kulturdefinitionen. Bis heute sind noch etwa 200 dazugekommen. Für alle diese Vorschläge gibt es mehr oder weniger gute Argumente.

Clemens Albrecht, Gründungsmitglied des Forschungsschwerpunkts, seit 2016 Professor für Kulturosoziologie an der Universität Bonn und Direktor des Käte Hamburger Kollegs „Recht als Kultur“, veranschaulicht thematische Schnittstellen einer künftigen Kooperation zwischen Forschungsschwerpunkt und Kolleg.

Bei einer Umfrage aus den 80er Jahren antwortete die neunjährige Friederike: „Kultur ist, wenn man mit Serviette isst und trotzdem nicht schlabbert.“ Diese Definition ist genial. Sie hat alles, was nötig ist: Den Hinweis auf einen artifiziellen Gegenstand, der seinen Sinn zunächst durch einen konkreten Nutzen erhält: die Kleidung von Spuren des Essens sauber zu halten. Der Anwendungsfall sollte aber nie eintreten, es wird eine Funktion bereitgehalten, um ihren Zweck zu verhindern. Das ist der Unterschied zum Latz. Die Mahlzeit mit Serviette bekommt dadurch einen höheren Sinn: Sie repräsentiert jene guten Esssitten, die ihren Gebrauch gerade nicht nötig machen. Die Serviette ist eine Form der repräsentativen Latenz.

„... worauf bei Tienappels mit aller Kultur zu Mittag gegessen wurde.“ Thomas Mann

Eine ähnliche Stellung hat das Recht in unserer Gesellschaft. Es ist da, um möglichst selten gebraucht zu werden, denn normalerweise schlabbern die Leute nicht, das heißt sie benehmen sich rechtskonform. Nur unter diesen Bedingungen funktioniert Recht. Wenn sich dagegen niemand an eine Rechtsregel halten würde, ließe es sich auch nicht durchsetzen. Man kann nicht an jede Ampel einen Polizisten stellen und jeden Bürger durch einen Bodyguard bewachen lassen.

Insofern ruht die Geltung des Rechts auf komplexen kulturellen Voraussetzungen. Zu ihnen gehört die Vorstellung, dass dieses Recht legitim ist, was heute heißt: idealerweise im Interesse aller durch ein legales System der Rechtssetzung (etwa in einem Parlament) in einem rechtskonformen Verfahren festgelegt. Wenn dies der Fall ist, wird das Recht in der Regel anerkannt, und zwar unabhängig von der Frage, ob man die einzelne Rechtsregel für sinnvoll hält; denn es ist letztlich die

hinter dem Recht stehende Institution, im neuzeitlichen Europa der Staat, die Grundlage für diese Anerkennung. Gleichwohl erhöht es die Durchsetzungschancen von Recht, wenn die ihr zugrundeliegenden Werte geteilt werden. Rechtsakzeptanz ruht auf komplexen kulturellen Voraussetzungen, die die Rechtsdurchsetzung durch Exekutivorgane oder Gerichte gemessen an der Menge der alltäglichen Handlungen zum Ausnahmefall werden lassen.

Die Orientierung des Handelns am Recht, seine latente Präsenz in jeder Alltagssituation aber macht es zu einer Form von repräsentativer Kultur, die unter Migrationsbedingungen auf beiden Seiten herausgefordert wird. Dies betrifft nicht nur die Ebene der geteilten Werte, sondern auch des Vertrauens in Institutionen: Welche Assoziationen etwa verbindet man mit dem Wort „Staat“? Bedrohung, Schutz oder Mittel zur Selbstbereicherung von Eliten? Welche Erfahrungen verbinden einzelne Personen mit Kontakten zu Justiz und Exekutivbehörden und wie hat sich das auf ihre Bereitschaft zur Rechtsanerkennung ausgewirkt? Welchen Rechtsstatus haben in ihrem Herkunftsland andere Gruppen, seien sie durch Geschlecht, Alter, Hautfarbe oder ethnische Herkunft bestimmt?

Die Beispiele zeigen, dass Rechtssysteme bei größeren Migrationsbewegungen sich unter verschärften Bedingungen neu bewähren müssen. Dabei geht es nicht nur um die bloße Anerkennung der Rechtsregeln, sondern um die komplexe Vermittlung der dem Recht vorausgehenden kulturellen Einstellungen, etwa im Vertrauen auf Justiz und Polizei, in der Anerkennung von Gleichheit der Geschlechter, in der Bereitschaft, das eigene Handeln zu disziplinieren, um in komplexen Alltagssituationen nicht den bisherigen Gewohnheiten oder Bedürfnissen zu folgen: im Schwimmbad, auf dem Bahnhof, im Straßenverkehr.





Autorinnen und Autoren

Andreas Ackermann

ist Professor für Kulturwissenschaft mit Schwerpunkt Ethnologie am Campus Koblenz. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Ästhetische Ethnologie, Multikulturalität und Visuelle Ethnologie. Hauptregionen seiner Forschung sind Singapur, die kurdischen Gebiete des Vorderen Orients sowie Deutschland. Im Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ arbeitet er an dem Projekt „Soziale Ästhetik als neue Perspektive auf Verkörperung von Kultur“ (s. Seite 32). aackermann@uni-koblenz.de

Clemens Albrecht

ist Professor für Kultursoziologie. Er war bis 2016 am Campus Koblenz tätig und wechselte dann an das Institut für Politische Wissenschaft und Soziologie der Universität Bonn. Er ist Direktor des Käte Hamburger Kollegs „Recht als Kultur“. Seine Forschungsinteressen sind Wandel von Wissenschaftsordnungen, Theorie der repräsentativen Kultur und Staatskulturen. Im Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ ist er mit dem Projekt „Formen repräsentativer Kultur“ beteiligt (s. Seite 28). clemens.albrecht@uni-bonn.de

Michaela Bauks

ist Professorin für Bibelwissenschaft (Altes Testament und Religionsgeschichte) am Campus Koblenz. Ihre Forschungsinteressen sind im Bereich: Religionsgeschichte des Alten Orients und des antiken Judentums; Traditions- und Rezeptionsgeschichte biblischer Literatur; historische Anthropologie; kulturgeschichtlicher Vergleich; biblische Hermeneutik. Sie ist stellvertretende Sprecherin des Forschungsschwerpunkts „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ und verantwortlich für das Projekt „Rituale, Identitäten und die Bedeutung historischer Prozesse“ (s. Seite 38). bauks@uni-koblenz.de

Christian Bermes

ist Professor für Philosophie und Leiter des Instituts für Philosophie am Campus Landau. Seine Forschungsinteressen liegen im Bereich der Kultur- und Sprachphilosophie, Anthropologie und Praktischen Philosophie. Er ist Sprecher des Forschungsschwerpunkts „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“, leitet die Graduiertenschule „Herausforderung Leben“ und ist verantwortlich für das Projekt „Lebensform und Handeln. Normative Dimensionen der Kulturphilosophie“ (s. Seite 24). bermes@uni-landau.de

Sabine Diao-Klaeger

ist Professorin für Romanistik mit dem Schwerpunkt Linguistik am Campus Landau. Ihre Forschungsgebiete liegen im Bereich der Varietätenlinguistik und der Sprachkontaktforschung (insbesondere afrikanische Varietäten des Französischen betreffend) sowie der Gesprächsforschung (Interaktionslinguistik). Im Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ ist sie gemeinsam mit dem Germanisten Jan Georg Schneider verantwortlich für das Projekt „Sprachnormen in Fachwissenschaft und Öffentlichkeit“ (s. Seite 42). diao-klaeger@uni-landau.de

Jürgen Goldstein

ist Professor für Philosophie und Geschäftsführender Leiter des Instituts für Kulturwissenschaft am Campus Koblenz. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen Aspekte der Politischen Philosophie, die Konstitution der neuzeitlichen Subjektivität und Rationalität sowie die Geschichte der Naturwahrnehmung. Der Titel seines Projekts im Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ lautet „Signaturen der Moderne: Vernünftiger Pluralismus“ (s. Seite 26). goldstein@uni-koblenz.de

Judith Hartenstein

ist Professorin für Evangelische Theologie mit dem Schwerpunkt Neues Testament und Religionspädagogik am Institut für Evangelische Theologie am Campus Landau. In ihrer Forschungsarbeit beschäftigt sie sich unter anderem mit apokryphen Schriften des frühen Christentums, derzeit vor allem mit dem Maria-Evangelium. Sie ist assoziiertes Mitglied im Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ und gemeinsam mit Michaela Bauks verantwortlich für das Projekt „Rituale, Identitäten und die Bedeutung historischer Prozesse“ (s. Seite 38). hartenstein@uni-landau.de

Matthias Jung

ist Professor für Rechts- und Moralphilosophie am Campus Koblenz. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Anthropologie der Verkörperung; anthropologische Grundlagen der Moral und des Rechts; Pragmatismus und Kognitionswissenschaft. Er ist Mitglied im Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ und leitet dort das Projekt „Rituale, Identitäten und der Raum der Gründe“ (s. Seite 34). mjung@uni-koblenz.de

Henriette Kriese

hat an der Bauhaus Universität Weimar, am Pratt Institute New York und an der Folkwang Universität der Künste Essen Medienkunst und Fotografie studiert. Neben zahlreichen Ausstellungen in Deutschland und im Ausland erhielt sie für ihre Arbeit verschiedene Auszeichnungen wie 2013 das Arbeitsstipendium für Bildende Kunst des Freistaates Thüringen und der SVSparkassenversicherung. Ihr künstlerischer Fokus liegt auf der konzeptionellen Portrait- und Dokumentarfotografie. Sie hat das Themenheft Uniprisma spezial für den Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ künstlerisch gestaltet (s. Seite 20). info@henriettekriese.de

Alfred Langewand

war bis April 2016 Professor für Pädagogik am Campus Landau. Seine Forschungsschwerpunkte sind Theorie von Erziehung und Bildung; Theorie der ästhetischen Bildung; 18. und 19. Jahrhundert; Rousseau und seine Vorläufer; Deutscher Idealismus. Der Titel seines Projekts im Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ ist „Methodisierung und Normativität“ (s. Seite 30). langevand@uni-landau.de



Roman Madzia

ist promovierter Philosoph und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max Weber Institut in Erfurt. Seine Forschung konzentriert sich auf die Bereiche Pragmatismus, Sprachphilosophie, Philosophie des Geistes und Hermeneutik. Bis 2016 war er Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung und des Forschungsschwerpunkts „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ am Campus Koblenz und hat dort gemeinsam mit Matthias Jung an dem Projekt „Rituale, Identitäten und der Raum der Gründe“ gearbeitet (s. Seite 34). roman.madzia@mail.muni.cz

Stefan Neuhaus

ist Professor für Neuere deutsche Literatur am Campus Koblenz. Seine Forschungsinteressen sind breit gestreut. Er beschäftigt sich mit Märchen und Literaturvermittlung, mit Konzepten in der und Theorien über die Literatur, mit Texten von Friedrich Schiller über Theodor Fontane und Erich Kästner bis Walter Moers. Gemeinsam mit seiner Kollegin Uta Schaffers leitet er im Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ das Projekt „Der Wert der Literatur. Kulturelle Orientierung durch literarische Kanonbildung“ (s. Seite 46). neuhaus@uni-koblenz.de

Uta Schaffers

ist Professorin für Germanistik mit den Schwerpunkten Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik am Campus Koblenz. In ihrer Forschung befasst sie sich unter anderem mit Fragen der interkulturellen Literaturwissenschaft und -didaktik sowie mit Reiseliteratur vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. Gemeinsam mit ihrem Kollegen Stefan Neuhaus leitet sie im Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ das Projekt „Der Wert der Literatur. Kulturelle Orientierung durch literarische Kanonbildung“ (s. Seite 46). schaffers@uni-koblenz.de

Anna Magdalena Schaupp

ist promovierte Philosophin und Lehrbeauftragte am Institut für Philosophie am Campus Landau. Sie befasst sich in ihrer Forschung mit Handlungstheorie, Phänomenologie, Kulturphilosophie, Anthropologie und Wissenschaftstheorie. Sie ist als wissenschaftliche Koordinatorin für den Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ am Campus Landau tätig. (s. Seite 16). schaupp@uni-landau.de

Jan Georg Schneider

ist Professor für Deutsche Sprachwissenschaft am Campus Landau. Seine Forschungsinteressen liegen in den Bereichen Sprach- und Zeichentheorie, Gesprochene-Sprache-Forschung, Medientheorie und Sprachkritik. Gemeinsam mit der Romanistin Sabine Diao-Klaeger arbeitet er im Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ in dem Projekt „Sprachnormen in Fachwissenschaft und Öffentlichkeit“ (s. Seite 42). schneiderj@uni-landau.de

Marion Steinicke

ist promovierte Religionswissenschaftlerin und Lehrbeauftragte am Fachbereich 2 Philologie und Kulturwissenschaften der Universität Koblenz-Landau. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich mit Reiseberichten des Späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Ritualinventionen der Renaissance, Kultur- und Religionskontakten zwischen Asien und Europa im 17. und 18. Jahrhundert. Sie arbeitet als wissenschaftliche Koordinatorin des Forschungsschwerpunkts „Kulturelle Orientierung und normative Bindung“ am Campus Koblenz (s. Seite 18). steinicke@uni-koblenz.de



Impressum

UNIPRISMA
ist das Wissenschaftsmagazin der
Universität Koblenz-Landau

UNIPRISMA spezial
jede Ausgabe widmet sich
einem Themenschwerpunkt

Herausgeber:
Der Präsident

Redaktion:
Dr. Marion Steinicke (verantwortlich)
Prof. Dr. Michaela Bauks
Prof. Dr. Christian Bermes
Prof. Dr. Stefan Neuhaus

Künstlerische Gestaltung, Fotografien:
Henriette Kriese

Layout:
Medienzentrum Campus Landau
Berend Barkela

Grafik Titelblatt:
Dennis Grothe; colourbox.de

Kontakt:
Universität Koblenz-Landau
Präsidialamt
Referat Öffentlichkeitsarbeit

Rhabanusstraße 3 | 55118 Mainz

Telefon: 06131/37460-34/35
pressestelle@uni-koblenz-landau.de

Druck:
STORKDRUCK, Bruchsal

Gendergerechte Sprache ist dem Forschungsschwerpunkt ein wichtiges Anliegen. Da es zahlreiche Möglichkeiten gendersensiblen Schreibens gibt und diese in den einzelnen Disziplinen variieren können, ist auf eine Vereinheitlichung verzichtet worden. In einigen Beiträgen ist im Hinblick auf den begrenzten Textumfang nur das generische Maskulinum verwendet worden. Damit sind stets Frauen und Männer gemeint.

